

Zeichnung: Richard Hambach. Index: 31 743
25
1974
START FREI!
FRÖSI
1/74
Pioniermagazin
für Jungen
und Mädchen
Preis: 0,70 M

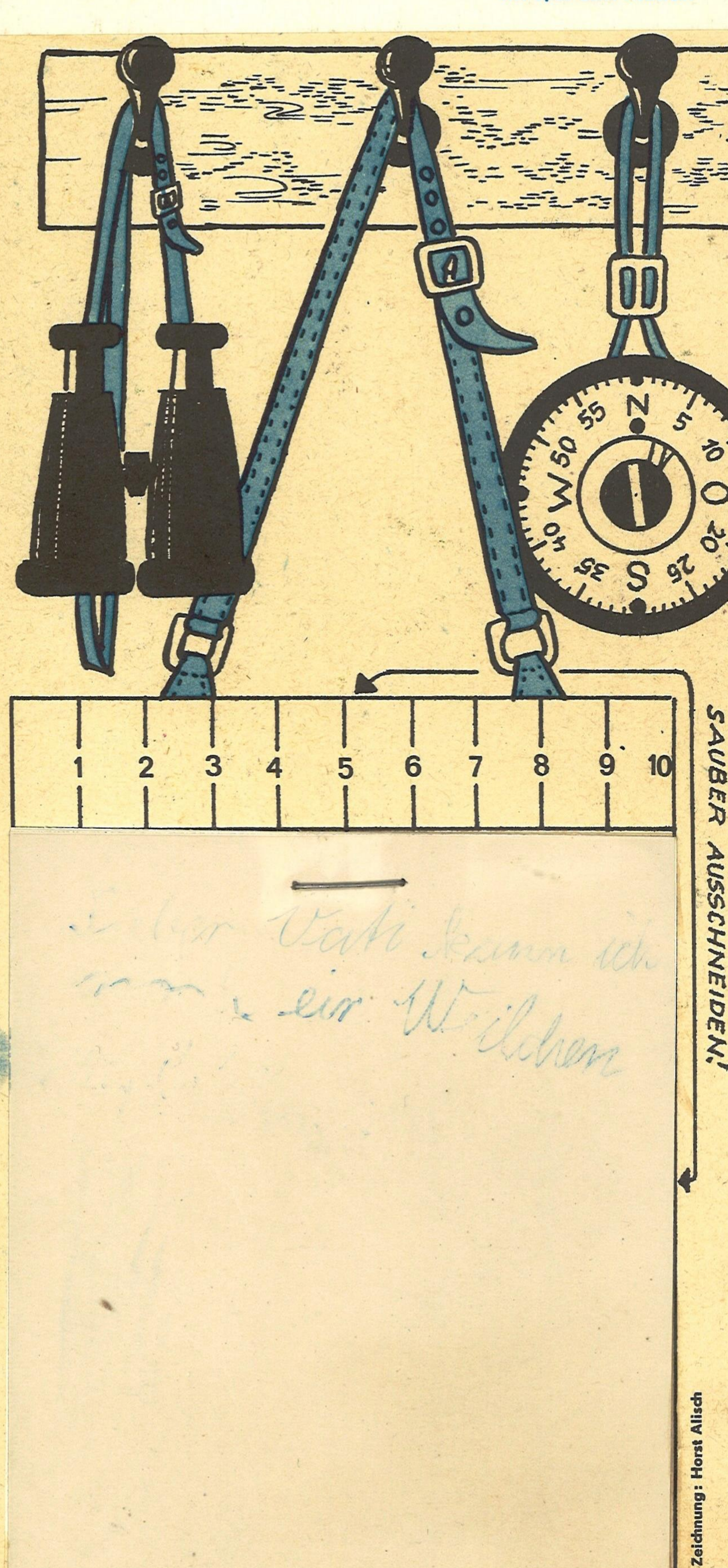
1000 Notizen auf einem Blatt

Stichpunkte für Hausaufgaben, Termine, Geburtstage, Telefonnummern, Einkaufsnotizen und Witze, die man nicht vergessen, sondern weitererzählen möchte, Grundrißskizzen, kleine Zeichnungen usw.

Auf unserem Dauerschreiber läßt sich ganz einfach alles und alles ganz einfach festhalten. Bleistift, Faserschreiber, Tinte – alles ist möglich! Und dann: Abwischen mit einem Lappen und wieder neu beschriften!

Schneidet ihn sauber aus, denn ihr benötigt ihn gleich auf unseren Heftseiten 17–24.

Viel Spaß beim Notieren!



„Frösi" Manövertraining! Wir spielen

Kommandeure gesucht!

So wollen wir unser Manöverspiel nennen, in dem ihr Kommandeure sein sollt. Würfel werden nicht gebraucht, denn es soll kein Glücksspiel sein, wie auch Manöver keine Glücksspiele sind. Bei den Manövern unserer sozialistischen Bruderarmeen geht es um hohes militärisches Können. Die Kommandeure müssen kluge Entschlüsse fassen und ihre Truppen richtig führen. Immer wird derjenige den größten Erfolg haben, der seine Soldaten am besten im Kampf führt und dessen Truppen am aktivsten handeln. Alle müssen ihr Bestes geben und lernen Neues hinzu.

Davon sollt auch ihr euch bei diesem Spiel leiten lassen. Wir können wegen der begrenzten Spielfläche nicht alle Waffengattungen einsetzen, über die die Landstreitkräfte unserer Bruderarmeen verfügen. Wir handeln mit motorisierten Schützen- und Panzertruppen, die stets im Gefecht eng zusammenwirken.

Jeder der beiden Mitspieler kommandiert drei motorisierte Schützenzüge (mit je drei Schützenpanzerwagen) und drei Panzerzüge (mit je drei Panzern).

Zuerst werden die Seiten und die Farbe ausgelost. Dann stellt jeder Kommandeur seine Truppen in dem Wäldchen rechts bzw. links am Spielfeldrand auf. In welcher Ordnung das erfolgt, hängt von seinem Entschluß ab. Zwei Panzerzüge sollten aber möglichst am vorderen Rand des Wäldchens und zwischen den motorisierten Schützenzügen Aufstellung nehmen. Einen Panzerzug kann jeder Kommandeur in Reserve behalten, d. h., mit diesem Zug greifen wir erst an, wenn es notwendig wird. Diese Reserve des Kommandeurs wird günstigerweise auf der Straße im Wald bereitgestellt.

Der erste Teil des Manövers findet auf der Spielfläche südlich des Flusses statt.

Der Kommandeur der Seite „Blau" beginnt, indem er entweder einen Panzerzug geschlossen 4 Felder aus dem Wald herausführt oder aber einen Panzerzug und einen motorisierten Schützenzug je 2 Felder vor den Wald vorrücken läßt. (Gezählt werden die Felder ab Waldrand.)

Danach kann der Kommandeur der Seite „Weiß" ebenso handeln.

Von nun an darf jeder Kommandeur nur noch jeweils ein Gefechtsfahrzeug je 1 Feld weiterrücken. Das erfolgt abwechselnd. Der Berg am unteren Spielfeldrand muß umgangen werden. Gezogen werden darf nur vorwärts oder seitwärts, nicht rückwärts!

Jeder SPW oder Panzer kann einen SPW oder Panzer des „Gegners" vernichten, indem er in „Schußposition" fährt, d. h., auf ein Feld unmittelbar vor oder neben ein Fahrzeug des „Gegners" zieht.

Panzer oder SPW, die in einen solchen Schußbereich geraten, gelten als vernichtet und müssen aus dem Spiel genommen werden.

Es gilt also, alle Bewegungen des „Gegners" genau zu beobachten und die eigenen Handlungen danach einzurichten.

Die Panzerreserve kann in Kolonnenfahrt (alle drei Fahrzeuge hintereinander) auf der Straße schnell herangeführt werden, wenn ihr sie benötigt. Auf der Straße darf die Kolonne bei jedem Zug geschlossen 3 Felder vorrücken. Sobald die Straße verlassen wird, darf jedes Fahrzeug nur 1 Feld weiterrücken.

Das Spiel wird unterbrochen, sobald die Seite „Blau" oder „Weiß" nur noch 50 Prozent der Gefechtsfahrzeuge besitzt.

Dann wird die 2. Phase des Manövers vorbereitet:

Die schwächere Seite zieht sich hinter den Fluß zurück. Hier können das Flußufer, die Ortschaft und der Berg besetzt werden. Doch Vorsicht: Der Kommandeur sollte seine Kräfte nicht verzetteln!

Danach stellt der Kommandeur der anderen Seite seine Truppen vor dem Fluß auf. Er muß dabei beachten, daß die Brücke zerstört ist und die Straße nicht benutzt werden kann und auch die Fläche am gegenüberliegenden Ufer, wo sich Sumpf befindet, umgangen werden muß. Da die Panzer unter Wasser fahren können und die SPW schwimmfähig sind, kann der Fluß ohne weiteres überquert werden. Außerdem hat dieser Kommandeur die Möglichkeit, eine Luftlandung mit einem motorisierten Schützenzug (drei SPW) hinter dem Fluß durchzuführen. Die drei SPW werden dabei gleichzeitig auf 3 zusammenhängende Felder gesetzt, jedoch nicht in der Ortschaft oder auf dem Berg.

Das Spiel beginnt nun wieder mit der Luftlandung oder dem Vorrücken der Panzer und SPW über den Fluß. Die Kommandeure dürfen wiederum nacheinander nur jeweils ein Fahrzeug 1 Feld weiterrücken. Hinter dem Fluß können beide Kommandeure ihre Fahrzeuge in allen Richtungen ziehen. In der Ortschaft dürfen nur die Wege zwischen den Häusern befahren werden. Vernichtet wird wiederum das Fahrzeug, das in den „Schußbereich" eines „gegnerischen" gerät.



Alle Innentitel aufheben, sammeln – ergeben Pionierbilder-Losung zum 7. Oktober 1974!

25 JAHRE DDR

Hier steckt Musike drin

„Welche Probleme gibt es, wenn man eine Diskothek aufbauen will? Kann eine Diskothek auch von Pionieren ‚angekurbelt' werden?"

„Diskothek heißt soviel wie Schallplattensammlung oder Schallplattenarchiv. In unserer Diskothek übernehmen die FDJler der Grundorganisation alles selbst. Es ist also eine Veranstaltung von der Jugend für die Jugend.

Natürlich ist die Diskothek auch eine Sache der Pioniere, zum Beispiel nach Gruppennachmittagen. Solange eure Pioniergruppe unter sich bleibt – als eine Art geschlossene Veranstaltung –, braucht ihr keine Genehmigung, keinen amtlichen Disko-Sprecher mit Prüfung. Erst wenn ihr euch Gäste einladet, müßt ihr euch von der Volkspolizei eine Genehmigung holen, kostenlos selbstverständlich. Und denkt daran, ihr braucht jemanden, der sich um die nötigen Anlagen kümmert (Patenbrigade, FDJ-Gruppe oder die AG Elektrotechnik helfen euch ganz bestimmt!), einen, der die gastronomische Betreuung übernimmt, einen Sprecher, der auch die Musik aussucht. Dafür einen Tip von mir: Sämtliche ‚Hallo'-Platten von Amiga sind wie geschaffen dafür. Und wer's schon mit dem Tonband macht, der weiß sicher, daß es direkte Mitschneidesendungen gibt: ‚Vom Band fürs Band', ‚Franks Beatkiste' usw. Aber das könnt ihr ja den Programmvorschauen entnehmen.

Bei allen Fragen, die ihr habt zum Thema Disko-Sprecher, den ja auch Pioniere machen dürfen, wendet euch an den Rat der Stadt oder des Kreises. Da gibt es ganz genaue Auskünfte."

„Sag mal, Harald, wie gestaltest du nun so eine Diskothek?"

„In erster Linie sollen die Besucher tanzen können. Du kannst, Frösinchen, eine Diskothek mit der Gestaltung deiner Zeitschrift vergleichen: sie muß für jeden etwas bringen, hat verschiedene Seiten, ist kurz und knapp in den einzelnen Interessengebieten – kurz: sie soll vielseitig sein. Und unter uns gesagt, kann man nach Musik nicht nur tanzen, sondern man sollte auch über Musik, Texte und Tanz einmal sprechen."

„Nun gibt es doch sicher verschiedene Vorschriften und Regeln, die du beachten mußt?"

„Der Zentralrat der FDJ und die AWA, das ist die Anstalt zur Wahrung der Aufführungsrechte auf dem Gebiet der Musik, haben es möglich gemacht, selbstgeschnittene Aufnahmen von allen Sendern des Deutschen Demokratischen Rundfunks zu veröffentlichen. Und dazugekommen ist, daß alle Schallplatten aus dem sozialistischen Ausland abgespielt werden dürfen."

„Jetzt aber die ‚heißeste' Frage: Wie wird man Disko-Sprecher?"

„Zuerst einmal gehören eine ganze Portion Lust, Liebe, Begabung und Begeisterung dazu, eine angenehme Mikrofonstimme mit dialektfreier Aussprache. Na, und dann muß man natürlich reden können – wie am laufenden Band und gekonnt. Verlangt wird außerdem eine ziemlich umfangreiche und gute Allgemeinbildung und Kenntnisse in Elektroakustik und Elektrotechnik, denn der Sprecher ist auch meistens sein eigener Techniker und Beleuchter. So vorbereitet, kann man dann eine Prüfung als Abschluß eines Diskosprecherlehrganges beim Rat des Bezirkes, Abteilung Kultur, schon bestehen.

Schließlich muß ich dann auch mein Wissen auf musikalischem Gebiet auf dem laufenden halten und erweitern."

„Ja, ist denn das alles zu schaffen?"

„Keine Angst, Frösinchen, das klappt schon. Außerdem ist bisher noch kein Meister vom Himmel gefallen. Mit jeder Disko geht es besser. Sollten noch Fragen auftauchen, ich beantworte sie gern. Und nun, Frösinchen, darfst du auch einmal das Tanzbein schwingen."

Viel Spaß wünscht euch Harald!





Hallo, Hobbyfreunde! Heute lade ich euch in eine Diskothek ein. Dufte, was? Und wenn ihr gerade keine Musik hört, dann liegt das daran, daß ich natürlich gleich die Gelegenheit nutze, Harald Meiß aus Gehaus, den Disko-Sprecher, für alle Interessenten „auszuquetschen". Und da Harald „Frösi"-Korrespondent ist, weiß er, was auf ihn zukommt.

Demnächst im (Kino-) Theater

Kinogängerinnen und -gänger, aufgemerkt: Die DEFA hat drei funkelnagelneue Spielfilme für euch parat. Frisch auf die Leinwand sozusagen. Hier einige Kostproben:

„Der Wüstenkönig von Brandenburg"

1945, kurz nach der Beendigung des zweiten Weltkrieges. Julius, elternlos, irrt umher und findet im Wald plötzlich ein Pferd, betrachtet es als sein Eigentum und landet mit ihm schließlich in einem Zirkus. Aber die Zeit ist hart. Weder für Mensch noch Tier gibt es genug zu essen. So soll das Pferd einem hungernden Löwen geopfert werden, den man dringend für eine Zirkusvorstellung braucht. Julius flüchtet mit seinem Pferd. Ein Erlebnis läßt Julius deutlich die Not erkennen. So entschließt er sich, zum Zirkus zurückzukehren und sein Pferd nun doch zu opfern. Ob es noch nötig ist und wie Julius ein neues Zuhause gewinnt, das schaut euch selbst an.

„Susanne und der Zauberring"

Susanne beschäftigt sich in ihrer Freizeit mit dem Leben der Ameisen, Käfer und solcher Tiere. Ihre Klassenkameraden lachen darüber, und sogar Andreas, dessen Freundschaft sie sich wünscht, steht ihr nicht bei. So sucht sie Zuflucht bei ihrem alten Freund, dem Schleusenwärter. Von ihm bekommt sie einen Ring mit einem Karfunkelstein, dessen „Geheimnis" es ist, daß er lernen und wie ein guter Freund helfen kann. Susanne glaubt an die Kraft des Ringes, bemüht sich auch selbst um die Freundschaft der Kinder. Eines Tages braucht sie ihn nicht mehr.

„Drei Haselnüsse für Aschenbrödel"

Ein Mädchen lebt mit der Stiefmutter und der Schwester auf einem Gutshof und muß von ihnen viel Böses erleiden. Aber es gibt auch Freunde: den Knecht Winzek, die Haushälterin Therese, das Pferd Nikolaus, die Eule Rosalie, Hund Kasperle und die Tauben. Mit deren Hilfe und natürlich durch eigene Klugheit und Tatkraft gelingt es dem Mädchen, den Prinzen, den es gern hat, für sich zu gewinnen.

Ursula Hafemann

Mit Haut und Haar …

bei der Sache war Frau Rauer, als ich sie um ein paar Tips für euren „Kopfschmuck" bat. Kein Wunder, denn sie sprach über ihr Berufshobby. Frau Rauer ist Friseuse.
So erfuhr ich dann, daß jede Frisur erst dann so richtig zur Geltung kommt, wenn das Haar gepflegt wird: alle ein bis zwei Wochen Haarwäsche mit einem milden Shampoon und morgendliches und abendliches Bürsten des Haares, weil die Bürstenmassage die Durchblutung der Kopfhaut fördert, was wiederum wichtig für die Ernährung der Haarwurzeln ist. Außerdem wird dadurch das Haar vom Staub befreit und der natürliche Haarfall gefördert. Und hier sind einige Frisuren für euch.

1. Praktisch und modisch für Jungen: volles, aber abgestuft gehaltenes Haar, mit und ohne Scheitel zu tragen.
2. Diese Frisur ist besonders Mädchen mit vollem Haar zu empfehlen.
3. Bei etwas älteren Mädchen ist diese Frisur sehr beliebt. Das Deckhaar ist kurz und stufig geschnitten, die Nackenhaare sind etwas länger und werden – je nach Belieben – nach innen oder außen gelegt.
4. Durch dieses in Stufen gehaltene Haar bekommt die Frisur ein fülliges Aussehen, erfordert aber einen fachgerechten Haarschnitt.
5. Beim Sport solltet ihr euer langes Haar zu einem Knoten zusammenstecken. Damit es nicht so streng aussieht, dürft ihr ruhig ein paar Locken vor dem Ohr und im Nacken hängen lassen.
6. Sehr aktuell ist diese Frisur für Mädchen mit halblangem Haar. Das Deckhaar ist lang gehalten, die Seiten sind abgeschrägt. Auch hier ist ein sorgfältig ausgeführter Haarschnitt erforderlich.
7. Wer von euch Jungen Lust oder Grund hat, seine Ohren zu verdecken, kann das mit diesem Haarschnitt tun. Das Haar wird auch hier abgestuft, bleibt aber über den Ohren etwas voller und entsprechend länger.





Ab 7. Januar 1974 seht ihr mich jeden Monat im Pioniermagazin des Kinderfernsehens. Winke, winke!
Und ab Februar findet ihr meine Texte monatlich auch in „Frösi".



N-TT-H0 – geheimnisvolle Spuren?

Das letzte Mal hatte ich euch einige Ratschläge für den Anfang gegeben. Sicher habt ihr euch inzwischen mit den Grundbegriffen aus der Modellbahnliteratur vertraut gemacht und euch natürlich vor der ersten Anschaffung für eine bestimmte Bau- bzw. Nenngröße entschieden. Doch schauen wir uns das lieber noch einmal gemeinsam an: Nenngröße, das ist ein genormter Modellmaßstab, der ein Größenverhältnis vom Vorbild zum Modell ausdrückt. Ein TT-Modell im M = 1 : 120 ist also in allen seinen Teilen 120mal kleiner als das Vorbild. Oder nehmen wir die Spurweite. Diese beträgt bei der Reichsbahn wie bei vielen anderen Bahnverwaltungen 1435 mm. Teilen wir dieses Maß durch den jeweiligen Modellmaßstab, also zum Beispiel durch 87 bei M (H0) 1 : 87, so erhalten wir 16,5 mm Modellspurweite für die Nenngröße H0. Die wichtigsten drei Nenngrößen, die auch in der DDR handelsüblich sind, umfassen folgende drei:

N = M 1 : 160, Spurweite 9 mm
TT = M 1 : 120, Spurweite 12 mm
H0 = M 1 : 87, Spurweite 16,5 mm

Im Fachgeschäft wurdet ihr gewiß auch vom Verkäufer beraten, welche Nenngröße für euch die geeignetste ist. Nur wer über viel Platz verfügt, wird H0 wählen und hat damit auch die größten Modelle im Besitz. TT ist zwar schon wesentlich kleiner, jedoch ist auch hierbei der Platzbedarf für eine mittlere Anlage immerhin noch etwa 1 × 2 m. Die kleinste Nenngröße N benötigt zwar den geringsten Platzaufwand, die Fahrzeuge sind etwa nur halb so groß wie bei H0, und der Flächenbedarf beträgt gegenüber H0 nur ein Viertel, aber die Auswahl ist leider noch lange nicht so groß wie bei den beiden anderen. Im Preis besteht kein nennenswerter Unterschied.
Die ersten Gleise und Weichen habt ihr gewiß nur provisorisch auf dem Tisch oder gar auf dem Fußboden zu jedem Spiel lose verlegt und dann wieder eingepackt. Das ist natürlich nicht der Weg, um zu einer richtigen Modellbahn zu kommen, abgesehen davon, daß die Schienenverbindungen durch häufiges Zusammenstecken und Lösen nicht besser werden. Der Fußboden ist außerdem für den Modellbahnbetrieb völlig ungeeignet, weil die kleinen Lokmotoren wie Staubsauger wirken und bald völlig verschmutzen. Wir benötigen also für unsere Modellbahn unbedingt einen besonderen festen Untergrund, etwa eine Platte aus Hartfaser. Diese müssen wir auf einen stabilen Holzleistenrahmen aufziehen (Leistenstärke etwa 50 mm × 20 mm). Der zumeist rechteckige Rahmen muß noch durch Versteifungsleisten verwindungsfest gemacht werden, damit sich die Grundplatte nicht verzieht und die Gleise schön plan liegen. Die Versteifungsleisten sollten im Abstand von etwa 500 mm angeordnet werden. Mehr als 2 m^2 Gesamtfläche sollte ein Grundplattenrahmen nicht umfassen. Wird eine über dieses Maß hinausgehende größere Anlage geplant, so muß man gleich mehrere trennbare Sektionen vorsehen, was wohl aber für eine Anfängeranlage nicht in Frage kommt. Man kann auch das Aufziehen einer Platte auf den Rahmen ersparen, wenn man die Rahmenbauweise wählt. Hierbei werden lediglich schmale, der Gleisführung entsprechende gerade und gebogene Hartfaserstücke ausgesägt und auf die Leisten des Rahmens aufgenagelt.
Wer aber den Rahmenbau scheut oder keine Hilfe vom Vater oder älteren Bruder erhält, kann auch im Handel befindliche fertige, mit Grasmatten bezogene Grundplatten kaufen.

Helmut Kohlberger

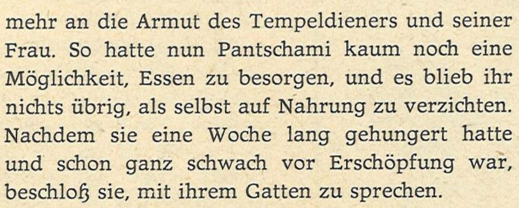
Zeichnungen: Ladislaus Elischer

Die vertriebenen Gäste

Volksmärchen aus Südindien

Erzählt von
WILLI MEINCK,
gezeichnet von
WERNER KLEMKE

An der Malabarküste lebte einst im Schatten hoher Kokospalmen der Tempeldiener Kumaru mit seiner Frau Pantschami. Sie hatten keine Kinder, und ihre schmalen Einkünfte reichten gerade für ein bescheidenes Leben.
Nun besaß aber der immer heitere Kumaru die Angewohnheit, recht viele Leute in seine Hütte einzuladen, was der Hausfrau großen Kummer bereitete; denn während es sich Kumaru mit den Gästen bei Speise und Trank wohl sein ließ, wußte sie nicht, wovon sie alles bezahlen sollte, und war gezwungen, ihren letzten Bissen dazuzugeben, so daß sie oft Hunger leiden mußte.
Pantschami hatte ihren Mann sehr gern und wagte nicht, ihm wegen der vielen Einladungen fremder Gäste Vorhaltungen zu machen. Lieber ging sie zu den Nachbarn und lieh sich Reis oder Gemüse von ihnen. Manchmal lief sie sogar in die Stadt, um das Essen für die Gäste zusammenzubetteln.
Eines Tages jedoch waren es die Nachbarn müde, Pantschami auszuhelfen; denn sie sahen Tag für Tag neuen Besuch kommen und glaubten nicht mehr an die Armut des Tempeldieners und seiner Frau. So hatte nun Pantschami kaum noch eine Möglichkeit, Essen zu besorgen, und es blieb ihr nichts übrig, als selbst auf Nahrung zu verzichten. Nachdem sie eine Woche lang gehungert hatte und schon ganz schwach vor Erschöpfung war, beschloß sie, mit ihrem Gatten zu sprechen.
Kumaru war nach dem Abendessen wie immer guter Dinge, und es fiel Pantschami schwer, ihn mit ihren Sorgen zu belasten. Weinend breitete sie die Matte für das Lager aus, und als Kumaru ihr die Tränen abwischte und verwundert nach dem Grund ihres Schmerzes fragte, konnte sie nicht länger schweigen.



„Siehst du nicht, mein lieber Mann, daß ich nur noch ein Schatten bin? Jeden Tag schleppst du Gäste in unsere Hütte, dabei weiß ich nicht, wie ich sie satt machen soll. Hast du vergessen, daß wir arme Leute sind? Während du und deine Gäste unser zusammengebetteltes Mahl verspeisen, muß ich Hunger leiden. Hab Mitleid, mein geliebter Mann, und lade niemand mehr ein, sonst muß ich zugrunde gehen." Kumaru war überrascht. Er hatte sich noch nie darum gekümmert, was im Haushalt geschah, und glaubte, seine Frau würde ein wenig übertreiben. Brachte er nicht hin und wieder etwas von den Opfergaben aus dem Tempel mit nach Hause, die ihm der Priester mitgab? Wie konnte es Pantschami überhaupt wagen, ihm zu verbieten, Gäste mitzubringen?

Folienschneiderei

Basteleien: Rosemarie Härter, Zeichnungen: Otto Sperling

Aus unserer beiliegenden „Milch-Bastelfolie" lassen sich hübsche, originelle und auch nützliche Dinge herstellen. Für Leute, die das nicht glauben, hier ein paar Tips. Jedem Meisterbastler kommen aber sicher noch viel mehr Ideen, was alles aus diesem Material entstehen kann. Eure Bastelideen interessieren uns, schreibt uns doch einmal, was ihr alles aus der Folie „gezaubert" habt. Hier nun unsere Vorschläge:

Der Roboter

... wartet auf Spargeld. Auch diese Bastelei ist einfach zu bewältigen, orientiert euch nach der Zeichnung und nach dem Schnittmuster. Befestigt nach eigenem Ermessen kleine Schrauben, Spiralfedern und andere Metallteile am Roboter, die Augen z. B. können aus alten Taschenlampenbirnen bestehen. Erlaubt ist alles, was gut aussieht.

„Unruhe"

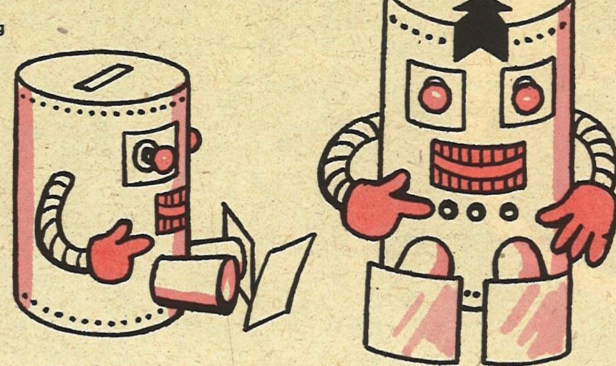
Die Piepmätze im Faltschnitt herstellen und so wie auf der Zeichnung zusammenfügen und falten. Vorher zwischen beide Teile den Faden einsetzen. Die fertigen Vögel zu einer „Unruhe" zusammenstellen oder aber an einen dekorativen Zweig binden, den ihr dann in eine Vase stellt.

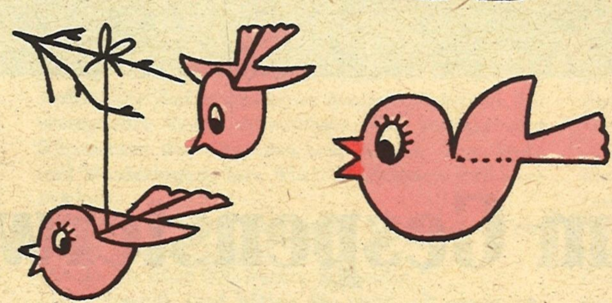
Lesezeichen

Ein silberglänzender Fisch kann bemalt oder aber beklebt und bestickt werden und dient euch dann als Lesezeichen. Die Verbindungen werden entweder genäht oder aber mit Kunststoffkleber oder „Duosan" geklebt. Die Klebestellen fest andrücken!

Der Kerzenständer

... muß nicht extra erläutert werden, oder? Steckt in die Zwischenräume Strohblumen oder klebt glitzernde Glasperlen oder -knöpfe auf die Streifen.







Das gefällt

bestimmt bei fröhlichen Faschingsfeiern findiger Pioniere nicht nur den Mädchen! Der rote Gymnastikanzug braucht dazu nur mit einem „Bänder"- oder „Rüschen"-Röckchen vervollständigt zu werden. Dann setzt dem Ganzen die „Frösi"-Folien-Faschings-Krone auf – und fertig ist die Fee! Die Brillen für die jungen Herren. (Folie mit einem Locher durchlöchern.)

Zopf-Kopf-Putz

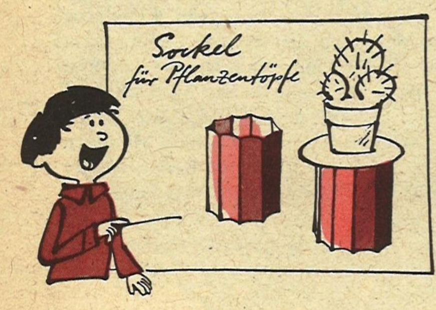
Folie passend zurechtschneiden, goldenes Band durchziehen (Brille, Krone), wenn nötig, mit ein paar Stichen zusammenheften (Ohrringe). Der Zopf-Kopf-Putz wird mit Hilfe von geflochtenem farbigem Bast gebastelt.

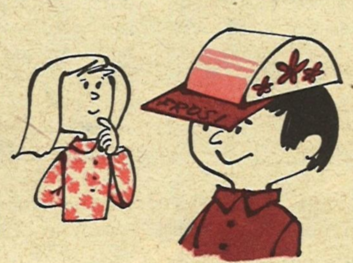


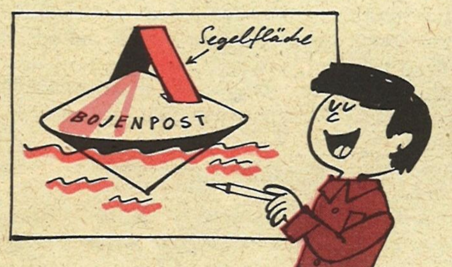


Zeichnung: Rosemarie Härter

Zeichnungen: Ladislaus Elischer











Unser Autor Erwin Bekier bei Pjotr Werschigora.

„Auf den Gespensterwald, Generalmajor!" sagte ich. Mein Freund, der sowjetische Partisanengeneral Pjotr Werschigora, lachte. Er hatte ein Buch über seine Kriegserlebnisse geschrieben – „Menschen mit reinem Gewissen" –, aber in der deutschen Übersetzung bekam es den Titel „Im Gespensterwald".
„Ach, mein Lieber", antwortete der Generalmajor, „Schriftsteller müßte man sein! Da siehst du, wenigstens die Überschrift haben sie umgedichtet."
Wir stießen miteinander an, ich wollte zur Veröffentlichung in der DDR gratulieren, aber Werschigora trank das erste Glas „Auf die, die auf dem Meer sind". Das ist ein alter russischer Brauch, und wir schwiegen nach diesem Trinkspruch und lachten auch nicht mehr, denn in unserem Alter hat man viele „auf dem Meer" (die nicht mehr leben). Sie müßten mit anstoßen können, doch sie sind im Krieg geblieben.
„Es werden noch viele Bücher über den Krieg und die Partisanen erscheinen", sagte Werschigora, „eines der besten wird das von Arkadi Gaidar sein."
„Aber Gaidar ist doch schon im ersten Kriegsjahr, im Oktober 1941, gefallen..."
„Das Buch von Gaidar wird erscheinen!"
„Gibt es denn Manuskripte?"
„Ja, nur – Gaidar hat sie versteckt."
„Wo?"
„Im Gespensterwald!"
Und der Partisanengeneral erzählte mir, was ihm sein Partisanenleutnant Sergej Abramow im Jahre 1942 über den Partisanensoldaten Arkadi Gaidar berichtet hatte.

Foto: Erwin Bekier, Zeichnung: Adelhelm Dietzel

Der Schatz im Gespensterwald

AM 22. JANUAR WÄRE ARKADI GAIDAR 70 JAHRE ALT GEWORDEN

Das letzte Flugzeug

„Das ist also dein fester Entschluß? Du bleibst?" Der Soldat nickte. Seine Hände wühlten in der riesigen Gasmaskentasche. „Hier, das Päckchen ist für die Redaktion, dieser Brief für meine Frau – und diesen gebt im Schriftstellerverband ab."
„Das ist das letzte Flugzeug, Arkadi, dein Platz ist reserviert."
„Gebt mir lieber eure Munition und die Notizblöcke. Was? So wenig?"
„Wir haben die leeren Hefte schon fortgeworfen, Arkadi. Wer konnte denn ahnen, daß du bleibst?"

Doppelte Munition

Der Soldat marschierte über die große Kettenbrücke nach Westen! Alles kam ihm entgegen: Munitionskolonnen, Sanitätswagen, Geschütze, Feldküchen, Pferdegespanne, Panzer, Rad- und Motorradfahrer, Reiter und Fußgänger. Handkarren, Rucksäcke, Markttaschen. Die Soldaten rannten, marschierten, ritten oder fuhren – gefahren wurden die Kinder und Verwundeten. Sie sahen vor sich nur Rücken und Nacken. Der Soldat blickte jedoch in die Gesichter und Augen. Verzweiflung, Niedergeschlagenheit, Trauer, Schmerz und grenzenlose Ermüdung spiegelten sich darin. Hände, schmutzverkrustet und manchmal auch blutig, umkrampften die Waffen. Die Frauen umklammerten die Kinder, deren Hände schaukelten hin und her, die Kinder schliefen! Ermüdet vom langen Weg, erschöpft von der Aufregung und vom Weinen. Auch das Donnern der Fliegerabwehrgeschütze, das Krachen der Bomben und Granaten, das Schreien und Stöhnen der neu Verwundeten vermochte nicht, sie zu wecken. Ihre Augen öffneten sich erst, als links und rechts von der Kettenbrücke die beiden anderen Übergänge über den Fluß gesprengt wurden. Die Kinderaugen sahen, was sich ringsum abspielte, wie im Fluß riesige Wasserfontänen und am Ufer Sandwirbel hochgerissen wurden. Sie hörten das Keuchen der Lokomotive, die den letzten Zug über eine der zerstörten Brücken geschleppt hatte und nun wie ein Lebewesen am rettenden Ufer von der Anstrengung ausruhte. Dann fielen die Kinderaugen wieder zu.
Was für ein Traum!
Der Soldat erreichte das andere Ufer zur rechten Zeit. Von beiden gesprengten Brücken fluteten zwei Kolonnen in die dritte hinein, und dieser Strom riß alles mit sich, sogar Pioniere vom Sprengkommando.
„Kann ich hierbleiben?"
„Ich kann es Ihnen nicht verbieten oder erlauben. In Ihrem Dokument steht, daß Sie dem Armeestab unterstellt sind!" Der Offizier winkte mit der Hand ab. „Außerdem sprengen wir sowieso, sobald die Stadt frei von unseren Truppen ist. Ich kann nur nicht aufklären, mir fehlen jetzt Leute, aber sobald die ersten feindlichen Panzer auftauchen..."
„Kann ich zur Aufklärung in die Stadt? Ich muß sowieso dorthin!"
„Wozu?"
„Schreibhefte holen!"
Der Soldat kam zurück, die Gasmaskentasche voller Schreibmaterial.
„In Kiew sind keine sowjetischen Truppen mehr, kaum noch Zivilisten."
„Wir sprengen jetzt. Im Boot ist noch Platz für Sie!"
„Vielleicht gibt es aber in den Wäldern noch sowjetische Einheiten?"
„Gibt es, aber die sind von Kiew und vom Dnepr längst abgeschnitten!"
„Dann gehe ich dorthin!"
Bevor das Boot abstieß, schütteten die Pioniere dem Soldaten noch Patronen für seine Maschinenpistole in die Hände. Sie schauten ihm nach, wie er, gebeugt durch die Last der Gasmaskentasche, den Hang erklomm. Die Tasche war voller Munition: für den Soldaten und für den Schriftsteller.

Eingekesselt

Die Stimmung im Wald war nicht rosig. Der Feind schoß mit Granatwerfern herein. Es gab Tote, und die Verwundeten wurden noch einmal getroffen. Kein Verbandszeug, keine Medikamente. Zerstreute Soldaten aller Waffengattungen, dazwischen Zivilisten, viele Kinder. Keine Verpflegung. Die Menschen nährten sich von verendeten Pferden und Waldkräutern. Ein Fliegeroberst namens Orlow versuchte, die Eingeschlossenen zu organisieren. Den Pionierleutnant Abramow beauftragte er mit dem Ordnungsdienst. Der Feind schickte seine Spione in den Wald.
„Halt!" Der Festgenommene trug eine feindliche Maschinenpistole.
„Aber Genossen...!" Er riß seinen Mantel auf, die Männer Abramows sahen auf der Feldbluse den Rotbannerorden. Doch, was wollte das schon heißen?
Die Gasmaskentasche voller Schreibhefte und einige Ladestreifen.
„Genosse... Gaidar?"
„Ja. Woher kennen Sie mich?"
„Von der Brücke!"
„Also haben Sie Ihre Truppe nicht erreicht?"
„Nein, er hat Fallschirmjäger eingesetzt, um den Ring um Kiew zu schließen."
„Er" war der Feind.
„Er" ließ den Wald mit Panzern umkreisen. Das Kettengerassel machte viele der Eingeschlossenen nervös. Der Oberst versuchte, eine Kampfgruppe aufzustellen, doch die meisten der Soldaten wollten lieber heimlich des nachts durch die Umzingelung schleichen. Leutnant Abramow sah, wie sich eine Gruppe heimlich sammelte. Alles Unverwundete. Noch trugen sie Waffen. Wie lange noch? Gaidar ging zu diesen Männern. Abramow hörte ihn sprechen: „Ich kenne eure Gedanken – die Front ist weit, der Feind nah. Unsere Lage ist hoffnungslos. Und wie war es im Bürgerkrieg? Oft unvergleichlich schlechter. Und doch haben wir gesiegt!" Abramow stand mit seinen Männern im Busch hinter Gaidar. Mit solchen Reden war er hier gefährdeter als im feindlichen MG-Feuer.
„Und warum haben wir gesiegt?" hörten sie ihn weitersprechen. „Ich werde es euch sagen! Weil eine Wut in uns war! Wir waren zerrissen, hung-

rig, verwundet – aber wir haben gekämpft. Ihr aber sitzt hier und überlegt, wie man die Haut retten kann. Wer soll für euch kämpfen? Habt ihr nicht gesehen, wie die Eindringlinge hausen? Frauen und Kinder in Dorfbrunnen werfen? Unsere Mädchen und Jungen in vergitterten Viehwagen in die Sklaverei fahren? Wer soll sie daraus befreien?"

Ausbruch zu den Partisanen

Da beschloß Leutnant Abramow, nicht von der Seite Gaidars zu weichen. Wütend durchbrachen die Eingeschlossenen die feindlichen Riegelstellungen. Die Verluste waren groß, doch die des Gegners nicht minder. Ein Förster führte die Soldaten in ein Gebiet, in dem schon Partisanen lebten. „Wir schlagen uns zur Front durch", befahl der Oberst Orlow, als die Soldaten sich etwas erholt hatten.

„Ich bleibe bei den Partisanen", sagte Gaidar.

„Ich auch", sagte der Leutnant Abramow.

„Er gehört zu uns", sagte der Förster zu dem Oberst. „Dieser Soldat hat schon im Bürgerkrieg hier gekämpft." Der Oberst war dem Förster vielmals verpflichtet. Seine Frau hatte die Verwundeten gepflegt, die Söhne die Absichten des Feindes erkundet, der Mann selbst hatte durch eine ganze Reihe von Verbindungsleuten die Möglichkeit geschaffen, die Front zu erreichen. Den Oberst quälte ein anderer Gedanke.

„Das ist ein berühmter Schriftsteller, Genosse Schwaiko. Er hat nach der Umzinglung mit vielen Soldaten über ihre Erlebnisse gesprochen und alles aufgeschrieben. Er ist deshalb bei uns geblieben und mit uns aus dem Semjonow-Wald ausgebrochen. Seine Bücher aus dem Bürgerkrieg haben eine ganze Generation erzogen. Was er jetzt schreibt, muß auch einmal zu Büchern werden."

„Und über die Partisanen soll er nichts schreiben?"

„Er wird ja hierbleiben, Genosse Schwaiko. Achten Sie auf ihn."

Er tat seine Pflicht

Der Förster Schwaiko wurde zum Vertrauten Arkadi Gaidars. Nie verlor er die Verbindung zu den Partisanen.

„Gaidar hat mit seinen Leuten einen PKW zusammengeschossen und zwei Offiziere gefangengenommen. Sie haben wichtige Papiere. Du sollst sie verstecken, bis man sie über die Frontlinie schaffen kann."

„Gaidar hat mit einem erbeuteten LKW in der Uniform des Feindes ein Schlachthaus ausgeräumt. Er schickt dir diese Speckseiten."

Manchmal kam Gaidar selber. Schwaiko öffnete des nachts auf das vereinbarte Klopfzeichen.

„Hier!" Er drückte Schwaiko ein Päckchen in die Hände. Das war ihr Geheimnis. Schwaiko verwahrte die Aufzeichnungen des Schriftstellers. Da waren ihre Taten verzeichnet. Der Starken und Schwachen, der Tapferen und Feigen, ihre Siege und Niederlagen, ihre klugen Aktionen und ihre Fehler.

„Daß die SS euch umzingeln konnte, war ein Fehler, Genosse Gaidar."

„Es waren über 300 Mann, Schwaiko."

„Ja, ich weiß. Und hätten Sie nicht mit einem erbeuteten MG den Rückzug gedeckt, so wäre von der Abteilung nichts übrig geblieben."

„Es sind auch so nur noch wenige, Genosse Schwaiko. Ich lasse Ihnen dieses Mal die Gasmaskentasche hier. Stopfen Sie alles hinein. Ist das Versteck sicher?"

„Es müßte jemand diesen Wald so gut kennen wie ich, um es zu finden."

Im November 1941 erfuhr Schwaiko: Fünf Partisanen waren bei dem Dorf Lepljawa in einen Hinterhalt geraten. Am 6. Oktober 1941. Einer war gefallen, als er den Rückzug seiner Genossen deckte. Drei wurden später in ihren Verstecken aufgestöbert und ermordet. Einem war es wohl gelungen zu entkommen. Wer war dieser eine?

„Ich, Genosse Werschigora", berichtete der Leutnant Abramow dem Partisanengeneral. „Arkadi Gaidar hat als erster die Feinde entdeckt. Er hat es uns zugeschrien und ist dann direkt in die Maschinengewehrgarbe hineingerannt."

Schatzsucher

„Und Leutnant Abramow?" fragte ich Pjotr Werschigora.

„Hat zwei Jahre in meiner Partisanenabteilung gekämpft. Und stell dir vor, ich habe ihn in meinem dicken Buch nur an einer Stelle erwähnt. Aber wieviel Brücken er gesprengt hat, wieviel Züge er zum Entgleisen brachte, wieviel Minen er uns baute – das habe ich alles notiert. Bin eben ein Berichterstatter und kein Schriftsteller. Wie du." Und er zwinkerte mir zu.

„Aber wenigstens mein deutscher Buchtitel ist gedichtet."

Wir trösteten uns beide.

Jahr für Jahr, Sommer für Sommer suchen nun die Timur-Trupps, Leninpioniere und Komsomolzen im „Gespensterwald" nach dem Erbe Arkadi Gaidars. Vielleicht werden sie den Schatz zu seinem 70. Geburtstag finden. Vielleicht später.

Die Kinder des Försters Schwaiko helfen ihnen. Ihr Vater wurde im Sommer 1942 von den Faschisten ermordet. Er schaffte es nicht, eine Notiz zu hinterlassen. Finden die Pioniere diese Aufzeichnungen, so werden wir auch über Leutnant Abramow mehr erfahren, als er den sowjetischen Journalisten sagte, als diese ihn fast ein Vierteljahrhundert nach seinem gemeinsamen Kampf mit Arkadi Gaidar als Ingenieur einer Kiewer Fabrik auffanden.

„Ich tat nur meine Pflicht", sagte der Ingenieur Abramow.

Solch einen Titel sollte man schon drucken, für die erste Seite des Buches von Arkadi Gaidar: Sie taten nur ihre Pflicht!



Wußtest du schon…

…warum das Jahr am 1. Januar anfängt? Es könnte doch auch im Frühjahr oder am 1. Oktober beginnen oder vielleicht am 12. August!
Warum sind es überhaupt zwölf Monate, die unser Jahr ausmachen? Die alten Römer kannten zum Beispiel in ihrem Jahr nur zehn Monate und gaben den Monaten entsprechende Namen: September von septem heißt sieben, Oktober von octo = acht, novem heißt neun und decem zehn. Jahresanfang hieß für die römischen Herrscher Antritt einer neuen Amtszeit. Nun begab es sich aber, daß durch den Krieg gegen die Spanier die Amtsantrittszeit vom 15. März auf den 1. Januar verschoben wurde. Und so ist es dann auch geblieben, und wir haben das übernommen.
Woher hat aber nun der Januar seinen Namen?
Auch das kommt aus dem römischen Sprachschatz. Er ist abgeleitet von dem in Italien verehrten Gott Janus, der zwei Gesichter hatte. Er war der Gott der Türen, der Gewölbe und Bogengänge. Mit einem Gesicht schaute er in das Haus hinein, mit dem anderen aus dem Haus heraus. Die Römer glaubten, daß dieser Gott am Jahresende das Tor zum neuen Jahr öffne. Das neue Jahr begann am ersten Tag des Janus und wurde besonders festlich begangen. So entstand auch der Brauch, sich am 1. Januar zu beglückwünschen und ihn zu einem Festtag zu machen.



auf dem Planeten der Vulkane

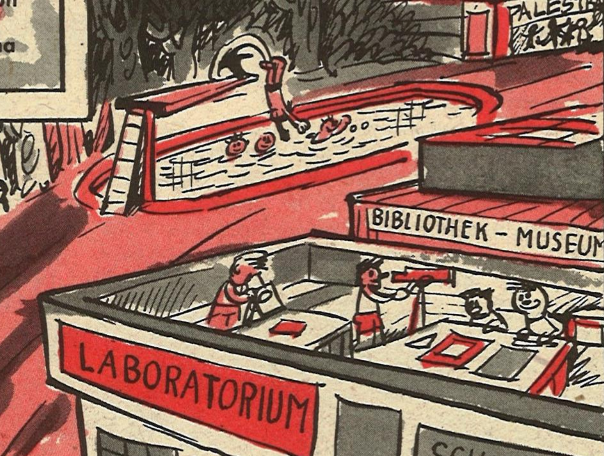
Idee: Dr. Roland Rudolph
Zeichnungen: Venicio Berti
Text: Marcello Argilli

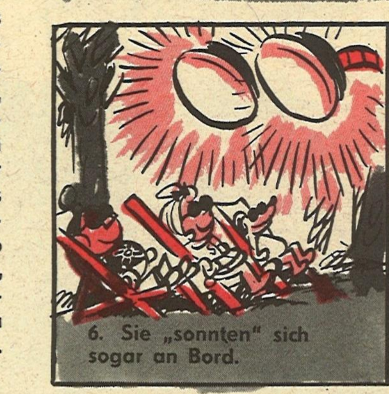








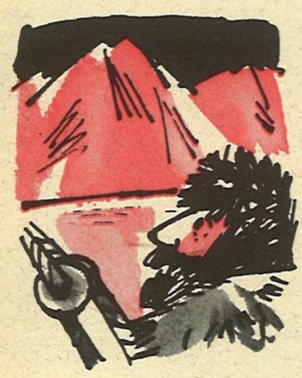










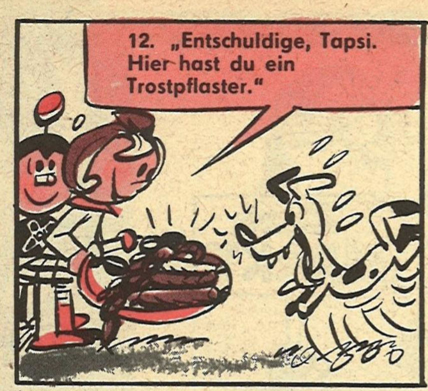


Roter Oktober – blauer Himmel

Es geschah im Sommer des Jahres 1917.
Wer weiß heute noch von jenem Kindergarten, den die Bolschewiki wenige Monate vor dem Roten Oktober in Petrograd einrichteten. Man bedenke: am Vortage der Revolution – ein Kindergarten!
Mit den Augen der Reichen gesehen, war es ein umzäunter Platz, in der Mitte ein windschiefes Bretterdach…
Für die Kinder der Armen aber war es ein Paradies.
Es blieb auch ein Paradies, als es eines Tages heftig stürmte und regnete. Tante Liska verteilte Papier und Buntstifte – lang erträumte Kostbarkeiten. Nach Stunden gingen die Kinder in ihre elenden Kellerlöcher und Barackenhöhlen zurück. Liska aber grübelte über den Zeichnungen. Der kleine Aljoscha hatte immer das gleiche Motiv gezeichnet: unten grelle bunte Striche und darüber schwebte ein schmutzigblaues Quadrat.
Liska sprach mit Lenins Frau darüber und die riet ihr, Aljoscha zu Hause aufzusuchen.
Liska fand Aljoscha so: Durch einen düsteren, engen Hinterhof – eine Treppe in den Keller hinab – ein dunkler Gang – am Ende ein Zimmerchen mit einem Fenster.
Der Junge saß am Fenster, und hoch über ihm sah man





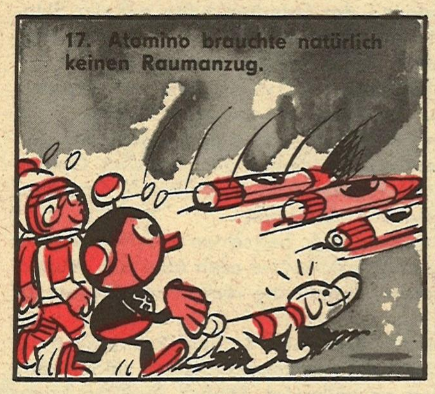


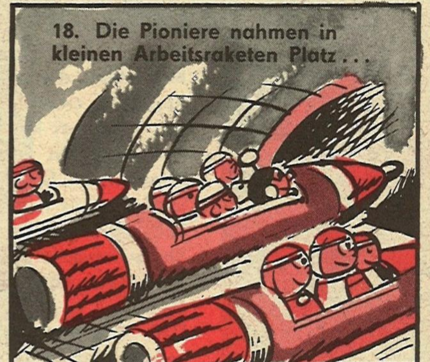


















Fortsetzung folgt

jenes rätselhafte schmutzigblaue Quadrat – seinen Himmel. Aljoscha war noch nie aus dem Elendsviertel herausgekommen. Blumen kannte er nicht – er sah sie als grelle bunte Striche und unsagbar schön. Der weite blaue Himmel und die Blumen – das war beides für ihn unerreichbar.
Liska sprach mit Lenin darüber, damals, im Juli vor der Oktoberrevolution. Lenin notierte sich alles, was für den Kindergarten geschehen sollte. Dann, gejagt von der Reaktion, mußte er sich an der finnischen Grenze in jenem berühmt gewordenen Laubzelt verbergen.
Und von hier, aus tiefer Illegalität, vollbrachte Lenin das Unfaßbare. Der Mann, der alle Fäden der gewaltigen Umwälzung in seiner Hand vereinigte, auf den die ganze Welt blickte – er ließ den Petrograder Kindern einen Tag des Glücks bereiten. Sie fuhren aus der Stadt hinaus, badeten, aßen gut – und Aljoscha streichelte mit den Fingerspitzen vorsichtig Blüten.
Wie geht die Geschichte weiter?
Lenin führte seine Genossen zum Sieg und baute mit ihnen den ersten sozialistischen Staat der Welt auf . . .
Aljoscha wurde Komsomolze, seine Genossen liebten seine riesigen, künstlerischen Plakate. Später fiel er im Kampf gegen die ausländischen Eindringlinge.
Liska berichtete vierzig Jahre später über jene Geschichte in ihrem Buch „Schwarzer Zwieback".

Klaus Laschet

Wußtest du schon . . .

. . . daß es bunten Schnee gibt?
Zu jedem Januar gehört nach unseren Wünschen ein richtiger weißer Schnee. Weißer Schnee? Ist das nicht doppelt gemoppelt? Aber gar nicht! Es gibt auch bunten Schnee! Das glaubt ihr nicht? Ich werde es euch beweisen.
Wie muß der englische Nordpolforscher John Ross gestaunt haben, als ihm anno 1818 an den Küsten Grönlands karmesinrote Schneefelder entgegenleuchteten. Heute wissen wir, daß in den Gletschern – nur durchs Mikroskop sichtbar – rote Schneealgen wohnen. Solange der Schnee kalt und starr ist, ruhen sie, aber sowie die Sonne der kurzen Polarsommer scheint, erwachen die Zellen, dehnen sich, wachsen und vermehren sich. Die Frage ist, wovon ernähren sie sich? Vom Schnee? Nein! Vom Wind! Ja, denn er weht Pollenstaub arktischer und alpiner Blüten und winzig kleine Insektenteilchen auf die Schneefelder. Das ist zwar karge Kost, genügt aber für die anspruchslosen Algen, die als Gegenleistung dafür dem Schnee seine rote Farbe geben.
Ganz anders eine Algenart in den Karpaten. Sie ist dort grün und somit auch das Aussehen des Schnees.
Braun dagegen färben Algen die Schneemassen auf dem Balaton. Die braune Farbe nimmt nämlich mehr Wärmestrahlen auf, schmilzt die Eisdecke und gestattet den Anglern ein zünftiges „Petri Heil".
Wenn ihr nun noch hört, daß es in der Nähe der Erdpole sogar „schwarzen Schnee" gibt, werdet ihr sagen: Na ja, Schwarzalgen! Aber da habt ihr euch gründlich geirrt. Hier sind's die schwarzen Gletscherflöhe, die sich zu Millionen auf dem wunderschönen weißen Schnee tummeln und ihm diese Farbe geben.



ERICH RACKWITZ

Die Feuertaufe der Münze

Vor etwa 2600 Jahren gebot der König Pheidon über den griechischen Staat Argos. Eines Tages hieß er seinem Volk, sich vor dem Hera-Tempel zu einem Opferfest zu versammeln. Viele waren gekommen, und es herrschte eine erwartungsvolle Spannung. Sodann kamen Diener herbei, die in ihren Händen Bündel mit eisernen Spießen trugen. Mit gemessenen Schritten gingen sie zu dem mächtigen Feuer vor dem Tempel, und auf ein Zeichen des Königs warfen sie die Spieße hinein. Die Leute von Argos wunderten sich sehr, denn die Spieße, die sie Obolos nannten, galten bislang als Zahlungsmittel. Was sollten sie nun für ihre Arbeit erhalten, womit einkaufen, wenn die Spieße nicht mehr galten?
Pheidons Sklaven zeigten ihnen die neuen Silberstücke, die fortan zum neuen Tausch- und Zahlungsmittel erklärt wurden. Sie waren rund und flach, auf der einen Seite mit einem Löwenkopf versehen. Dies, so wurde gesagt, zum Zeichen der königlichen Macht, aber auch als Garantie für gleiches Gewicht und Silbergehalt.

180 Körner sind 8,4 Gramm

Nicht überall wurde der Beginn einer neuen Zeitepoche so feierlich eingeleitet wie in Argos. Doch auch ohnedies verbreitete sich das neue praktische Münzgeld schnell über Griechenland und die Länder des Mittelmeerraumes.
Nun ist die Münze nicht eigentlich erfunden worden. Sie hatte viele primitive Vorfahren, die als Mittler beim Warenaustausch dienten. Es bildeten sich gewisse wichtige Waren als Wertmesser und Zahlungsmittel heraus. Bei den Hirtenvölkern waren es das Vieh oder die Felle; den Ackerbauern, wie zum Beispiel den Babyloniern, diente das Getreide als wichtiges Tauschmittel. Auf der Grundlage des Getreidekorns schufen die Babylonier eines der ältesten Maß- und Gewichtssysteme. 180 Körner faßten sie als eine Einheit, Sekel genannt, zusammen. Das Sekel wog 8,4 Gramm.
Eine merkwürdige Art war das Geltungsgeld. Dazu gehörte die in Afrika bis in die neuere Zeit verwendete Kaurischnecke. Auf einigen Südseeinseln galten selbst Steine als Geld. Freilich eine besondere Art von Steinen, die nur auf einer weit entfernten Insel vorkamen. Die Insulaner mußten in ihren schlanken Einbäumen weite Fahrten übers offene Meer unternehmen, um zu den Kalksteinbrüchen der Pallau-Inseln zu gelangen. Dort schlugen sie Scheiben bis zu vier Meter Durchmesser aus dem Bruch heraus. Natürlich konnte man derartige Ungetüme nicht im Geldbeutel tragen. Die Besitzer legten die Steine vor ihre Haustüren und protzten so mit ihrem Reichtum.
In anderen Südseegebieten galten Tauben, Papageienfedern oder Haifischzähne, auf Neuguinea Eberhauer, als Geld.



Tetradrachme, Athen mit dem Wahrzeichen Eule um 480 v. u. Z.



Tetradrachme, Makedonien Alexander der Große im Löwenfell um 336–323 v. u. Z.



Sesterz, Römisches Reich Kaiser Hadrian 117–138 um 119–121 u. Z.



Denar, Römisches Reich Kaiser Septimus Severus 193–211 u. Z.



Sesterz, Römisches Reich Kaiser Maximinus Thrax 235–238 u. Z.



Follis, Römisches Reich Kaiser Galerius Maximianus 293–311 u. Z.

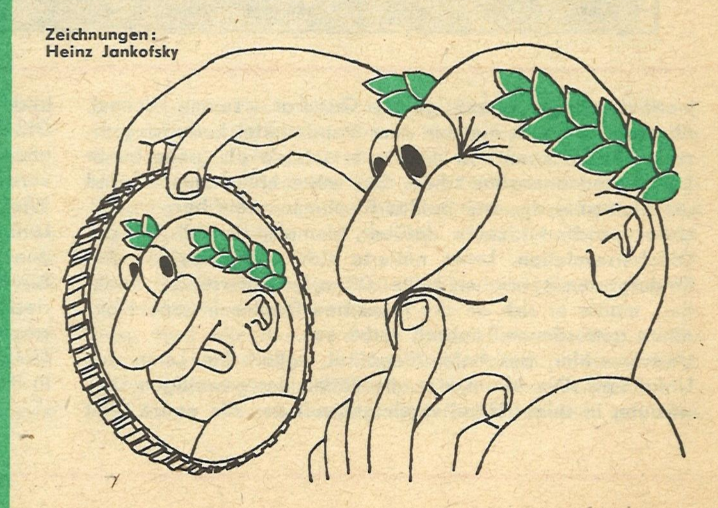
Bei den Indianern Nordamerikas die Wampus, ein Geflecht aus verschieden polierten Muscheln, die zugleich als Gürtel getragen wurden.
Mit der Eroberung weiterer Erdgebiete durch die Europäer verloren jedoch all die merkwürdigen Geldvorformen an Bedeutung. Die Namen vieler gerieten allerdings nicht in Vergessenheit; sie wurden vielfach auf das Münzgeld übertragen. Obolos zum Beispiel bedeutete fortan den sechsten Teil einer Drachme.

Das Geld der Griechen und Römer

So galten also die Griechen mit Recht als „Erfinder" der Münze. Selbstverständlich haben auch andere Völker etwas dazu getan, so zum Beispiel die Babylonier, von denen die Griechen etwas verändert das Gewichtssystem übernahmen. Die Leitmünze der Griechen, die Drachme, hatte bei den Athenern und ihren Bundesgenossen ein Gewicht von 4,4 Gramm.
Es ist euch sicher bekannt, daß Griechenland im Altertum in eine Vielzahl von Stadtstaaten gegliedert war. Als stolzes Symbol ihrer Unabhängigkeit prägte jede der etwa 1800 politischen Einheiten eigene Münzen. Dabei wetteiferten alle miteinander, das jeweilige Symbol ihrer Stadt, eine Schildkröte, eine Biene, einen Stier oder, wie zum Beispiel in Athen, den Kopf der Göttin Athena und rückseitig eine Eule, recht schön und kunstvoll herauszubringen.
Doch Münzen sind ja in erster Linie Zahlungsmittel. Laßt uns einmal sehen, was eine Silberdrachme für einen Wert hat.
Die Gesellschaftsordnung der Griechen fußte auf der Sklavenausbeutung. Die dadurch entstandenen Widersprüche spiegelten sich auch in der Geldwirtschaft wider.
Menschen, die im 5. Jahrhundert v. u. Z. die weltberühmte Akropolis erbauten, erhielten als Lohn eine Drachme täglich. Das war kaum genug, um eine dreiköpfige Familie zu ernähren. Ein Lehmträger verdiente gar nur drei Obolen (eine halbe Drachme) täglich. Und das, obwohl Griechenland damals in höchster Blüte stand.
Seit dem 3. Jahrhundert v. u. Z. herrschten die Römer über die griechischen Kolonien und später auch über das Mutterland. Und damit kamen überall die römischen Münzen zur Geltung.
Die römischen Kaisermünzen des 1. und 2. Jahrhunderts zeigen vorn stets den Kopf des Imperators mit seinen charakteristischen Zügen so vollendet ähnlich, daß es heute noch möglich ist, die Münzen nach den Abbildungen zu bestimmen. Ein jeder im großen römischen Reich sollte sich das Antlitz des Mächtigsten einprägen. Die Rückseiten verherrlichten die Taten des Kaisers als Sieger, Wohltäter, Erbauer oder Kolonisator. So können die Münzen der Antike oft Geschichten erzählen, und die Historiker haben manch wichtige Erkenntnis über Geschehnisse vergangener Zeiten aus Münzdarstellungen und Inschriften entnehmen können. Sie zeigen den Macht- und Kulturverfall, den das Römische Reich im Verlauf von 150 Jahren erlitt, sehr deutlich. Eben deshalb ist die Beschäftigung mit spätrömischen Münzen ein Hobby voller Spannung.

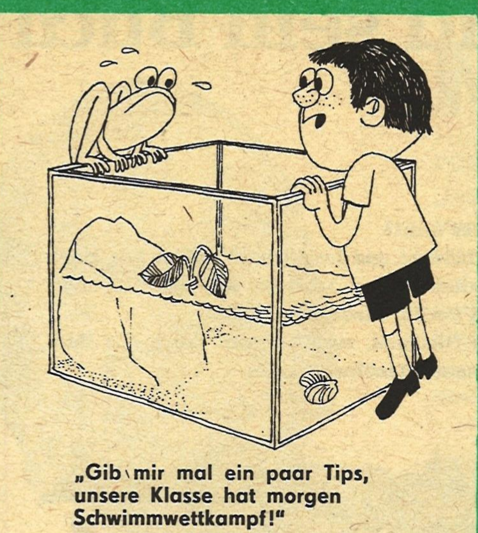
Fortsetzung folgt

Zeichnungen: Heinz Jankofsky

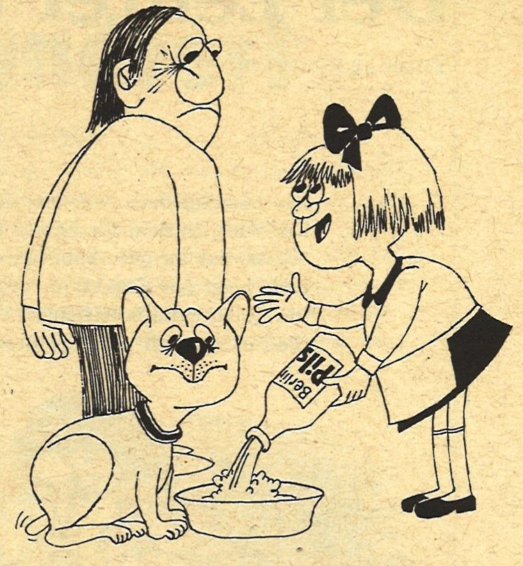




„Ich soll zum Friseur, und er?"



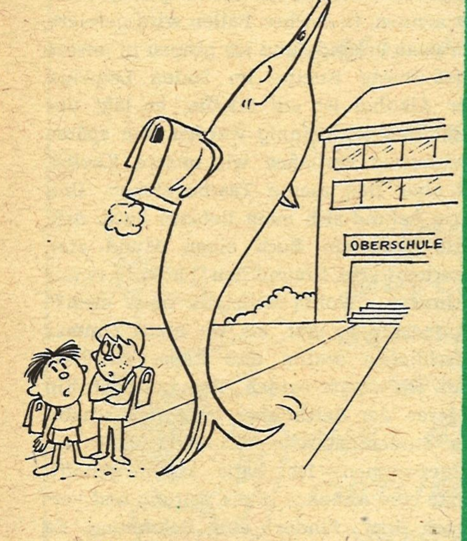
„Gib mir mal ein paar Tips, unsere Klasse hat morgen Schwimmwettkampf!"



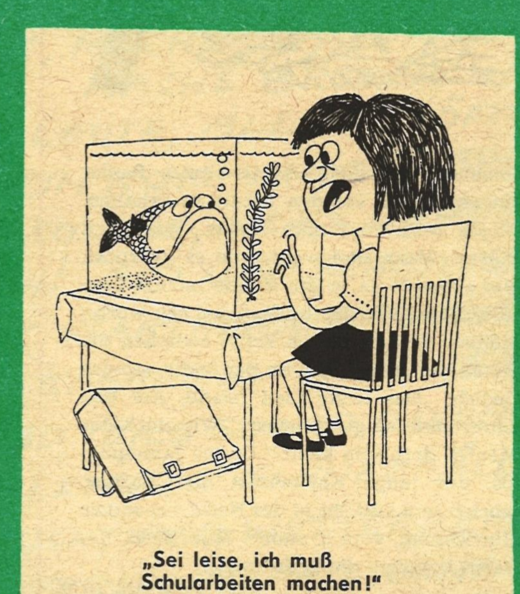
„Aber Vati, du trinkst doch abends auch kein Wasser!"

Tieristisches

Zeichnungen:
Heinz Jankofsky (5), Horst Alisch (1)



„Ob er nach einem Jahr immer noch so hochnäsig ist?"



„Sei leise, ich muß Schularbeiten machen!"



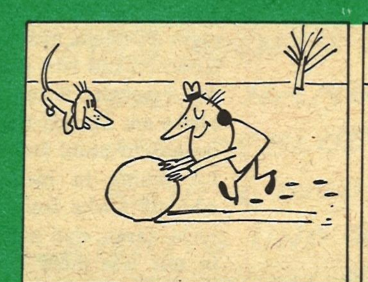
„Mein Trainer!"

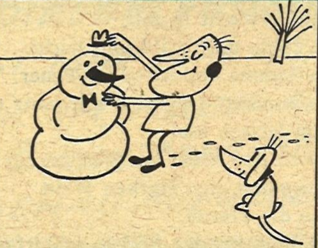


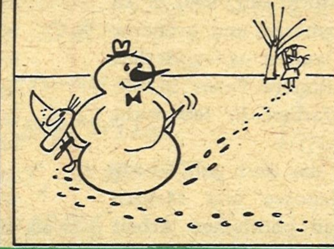
Ali und Archibald

von Horst Alisch

Zubehör









Redaktion „Fröhlich sein und singen". Chefredakteur: Heimtraud Eichhorn, stellv. Chefredakteur: Walter Stohr, Gestalter: Alexander Michalak. Redakteure: Wolfgang Beyer, Hanna Buttler, Peter Eckert, Marita Hesse, Hannelore Klinkmüller, Elisabeth Meyer, Doris Mörike, Helga Wulff. – Kollegium: H. Alisch, G. Dorn, G. Dorst, E. Dropschinski, G. Feustel, R. Hambach, Dr. K. Herde, Prof. Dr. Klimpel, I. Korn, Dr. E. Lange, Dr. Ch. Lost, W. Meyer, R. Sonntag, R. Skottky, D. Weißflog, H. Petrick, C. Judisch. – Technischer Beirat: Ing. K. Bartusch, Dipl.-Ök. H. Drasdo, A. Fritzsch, Ing. G. Giersch, Ing.-Ök. H. Görner, Ing.-Ök. J. Kahl, H. Koch, Ing.-Ök. M. Kutschik, Ing. R. Lohse, Dipl.-Ing.



H. Mauersberger, G. Meinke, A. Camphausen, W. Ondracek, Dipl.-Ing. Peisker, G. Tscharnke. Redaktion „Fröhlich sein und singen" im Verlag „Junge Welt", 108 Berlin, Mauerstraße 86. Fernruf 2 20 80. Herausgegeben vom Zentralrat der Freien Deutschen Jugend über Verlag „Junge Welt" (amt. Verlagsdirektor: Hardy Sommerfeld). Die Zeitschrift erscheint monatlich. Veröffentlicht unter der Lizenznummer 1228 des Presseamtes beim Vorsitzenden des Ministerrates der DDR. – Druck: (III/9/1) Grafischer Großbetrieb Völkerfreundschaft Dresden, 801 Dresden, Julian-Grimau-Allee.

Der Lehrer und sein Buch

THOMAS NICOLAOU

Zeichnung: Hans Betcke

Ein Lieblingsbuch. Wer von euch hat es nicht?
Ein Buch, in dem ihr immer wieder blättert und lest, das ihr hütet wie einen Schatz, das ihr gern habt wie einen guten Freund. Schreibt, wie euer Lieblingsbuch heißt (an Redaktion „Frösi", 108 Berlin, Mauerstr. 39/40)!
Der griechische Schriftsteller Thomas Nicolaou, euch bekannt durch das Buch „Petros", erzählt euch die Geschichte seines Lieblingsbuches.



Viele Schriftsteller haben über ihre Lieblingsbücher geschrieben. Neulich las ich, daß Boris Polewoi ein Exemplar seines Romans „Der wahre Mensch" in griechischer Sprache besitzt. Es gehörte einem unserer Partisanenkommandeure. In den Feuerpausen des griechischen Bürgerkrieges hat er am Lagerfeuer immer wieder seinen Genossen daraus vorgelesen. Eines Tages durchlöcherte die feindliche Kugel das Buch, das er in der Brusttasche trug, traf sein Herz und tötete ihn. Seine Genossen machten ein Päckchen und schickten das verwundete Buch nach Moskau zu Boris Polewoi.

Ich möchte von meinem Lieblingsbuch berichten. Vor neunzehn Jahren gab es mir mein Griechischlehrer. Er hieß Christakos. Wir liebten ihn alle, nicht nur, weil er zu uns wie ein guter Kamerad und größerer Bruder war, sondern weil er es wunderbar verstand, das revolutionäre Feuer in unseren Herzen zu entfachen. Er lebt nicht mehr, mein Lehrer.

Kurz nachdem er mir das Buch gab, wurde dieser großartige Genosse und Mensch wegen seiner illegalen politischen Arbeit von einem griechischen Gericht zum Tode verurteilt und hingerichtet. Sein Lächeln hat mich all die Jahre begleitet wie das kleine, abgegriffene Buch, das er mir gab.

Das Buch war wohl durch viele Hände gegangen, ihm fehlte der Umschlag und das Titelblatt, und es begann auf Seite 7. Jemand hatte den Rest in buntes Papier eingeschlagen, um den Inhalt zu erhalten. Dieses Buch roch nach Tabak, Wein und Pulver. Wann und wo wurde es gedruckt, wie gelangte es in die Hände meines Lehrers? Diese Fragen mußten unbeantwortet bleiben. Er hatte einen Zettel zwischen die Seiten gesteckt, genau an der Stelle, wo das Gedicht „Das letzte Lied" stand. Auf den Zettel hatte er geschrieben: „Wie stark der Mensch doch sein kann!" Costas Jannopoulos, der junge Kommunist und Dichter, schrieb sein Gedicht in der Nacht vor seiner Hinrichtung, vom 5. zum 6. März 1948. Darin kommen die Zeilen vor:

„Es ist Zeit: mein Geist
und mein Herz stehen auf.
Alles erwacht in mir,
ich fühle mich wild und leicht,
ich flamme und fliege ins Feuer,
das innerste Leben ist mir ganz nah.
Zum letzten Mal
haben den Wein wir getrunken,
den guten, den starken Wein.
Wie die Pferde,
die Blut aus den Bächen schlürfen
und prächtig zur Schlacht sich bereiten.
Flügel wachsen unseren Herzen,
und wir stürzen nach vorn
mit dem riesigen,
dem schrecklichen Schrei gegen den Tod,
einem Schrei,
der dem Brüllen des Wirbelsturms gleicht
und um die ganze Welt geht."

Dieses Gedicht hat mich ungewöhnlich ergriffen und beeinflußt. Inzwischen ist es in der Übertragung von Stephan Hermlin auch in der DDR bekannt geworden. Es erhielt den Literaturpreis des Berliner Weltjugendtreffens 1951 und wurde wiederholt abgedruckt. Später kamen schwere Jahre für mich, und ich hatte das abgegriffene Büchlein mit dem Zettel meines Lehrers immer bei mir. Es wurde mir nicht nur ein Freund, sondern ein Genosse und Kampfgefährte. Es hat mit mir die Schulbank gedrückt und später in den „Schützengräben" der Wissenschaft gelegen.

Wie schmerzlich ist der Verlust eines solchen Genossen!

Es gibt einen Tag in meinem Leben, da war ich sehr froh und unendlich traurig zugleich. Ich hatte gerade mein Studium abgeschlossen und durfte mich Diplomjournalist nennen. In solchen Fällen wird gefeiert. Ein paar Freunde und ich gingen in unsere verräucherte Kneipe im Süden Leipzigs. Der Alkohol ist ein Schelm, er läßt uns leicht und leichtsinnig werden. Am späten Nachmittag verließen wir unsere Kneipe, ich aber ließ meine Tasche stehen. Und darin befand sich mein liebstes Buch. Ach, hätte doch ein Buch einen Mund zum Sprechen! „He, Freundchen!" könnte es mir nachrufen. „Wohin willst du ohne mich?" Ich merkte es erst, als ich mein Zimmer aufschließen wollte und keine Schlüssel fand. Ich rannte zurück, aber umsonst. Ein anderer, der Reichtümer in meiner schäbigen Studententasche vermutete, hatte sie mitgenommen. Ich habe lange gehofft, setzte eine Annonce in die Zeitung und versprach dem „Finder" eine Belohnung. Es war vergebens.

Seitdem sind wieder neun Jahre vergangen. Ich bin Schriftsteller geworden, meine Bibliothek zählt viele Bände, aber ich kann mein Büchlein nicht vergessen. Bei uns in Griechenland lebt noch in manchen Gegenden eine alte Sitte: An großen Feiertagen bleibt am Eßtisch für einen lieben Verstorbenen ein Stuhl frei.

Ich müßte in meinem Bücherregal eine schmale Lücke freilassen. Aber ich glaube nicht daran, daß mein Buch tot ist. Es lebt in mir wie mein Lehrer und der Dichter Costas Jannopoulos.

Bücher haben Gesichter wie Menschen. Man kann in ihnen viel lesen.

Die Gesichter von teuren Menschen vergißt man nicht, so wie ich das Buch meines Lehrers niemals vergessen kann.

„Mach mit“- Manöver!



VON HORST ALISCH

„Frösi“-Freunde! Jeder ist heute sein eigener Manöver-Schiedsrichter und kann sich, seiner Leistung entsprechend, Pluspunkte geben.
Auf Seite 24 läßt sich dann anhand einer Tabelle feststellen, wie jeder von euch in Form ist. Aber bitte erst die Aufgaben der Seiten 18 bis 23 lösen, bevor ihr es nachprüft! Wer schummelt, wird disqualifiziert!

Hier Dauerschreiber richtig auflegen!

MACH MIT, MACH'S NACH, MACH'S BESSER! ACHTUNG, LEUTE, ALLES HÖRT AUF MEIN KOMMANDO!!! SPORTLER UND SOLCHE, DIE ES WERDEN WOLLEN! SKI UND SCHLITTSCHUHE SOFORT STARTKLAR MACHEN! DAZU WARME KLEIDUNG NICHT VERGESSEN! NULL GRAD, TEILS SOGAR DARUNTER, UND ÖRTLICH LEICHTE SCHNEEFÄLLE VERSPRICHT DER WETTERBERICHT. VIEL WINTERSPORTSPASS OHNE MATSCH UND TAUWETTER VERSPRECHE ICH EUCH AUCH IN DIESEM FRÖSIHEFT! NA, DANN HÄNGT MIR MAL FIX DEN MELDEBLOCK UM, ABER GENAU AUF ZAHL 2 UND 8 VOM ZENTIMETERMASS. RICHTIG UND GENAU AUFGELEGT, ZEIGT ER EUCH, SO GANZ NEBENBEI, WOFÜR WIR HEUTE TRAINIEREN!

Orientierungslauf

heißt unser erstes Manöverspiel, bei dem ihr zwei Aufgaben lösen müßt.

Aufgabe 1: Jeder der beiden Manöverteilnehmer A und B oben auf unserer Seite soll einen Freundschaftswimpel zu seinem eigenen Kommandeur (unten) bringen, zuvor aber dem Kommandeur des anderen auf kürzestem Weg einen Besuch abstatten und ebenfalls auf kürzestem Weg danach die Kontrollpunkte X und Y anlaufen. Beide Teilnehmer A und B starten vom gleichen Punkt. Jeder muß viermal das Wäldchen durchqueren, um seinen Auftrag zu erfüllen. Deckt mit dem Dauerschreiber das Wäldchen ab (Zentimetereinstellung nach oben). Laßt beide genau vom Zentimeterstrich 5 starten! Zeichnet ihre Wege auf den Dauerschreiber. Wenn ihr es richtig gemacht habt, werdet ihr sehen, was auf den Wimpeln eingestickt ist! Achtung! Die einzelnen Punkte aber nur in geraden Linien anlaufen.

Aufgabe 2: Die Wimpel sollen am 12. Juni guten Freunden überreicht werden. Frage: Welche Bedeutung hat dieser Tag?

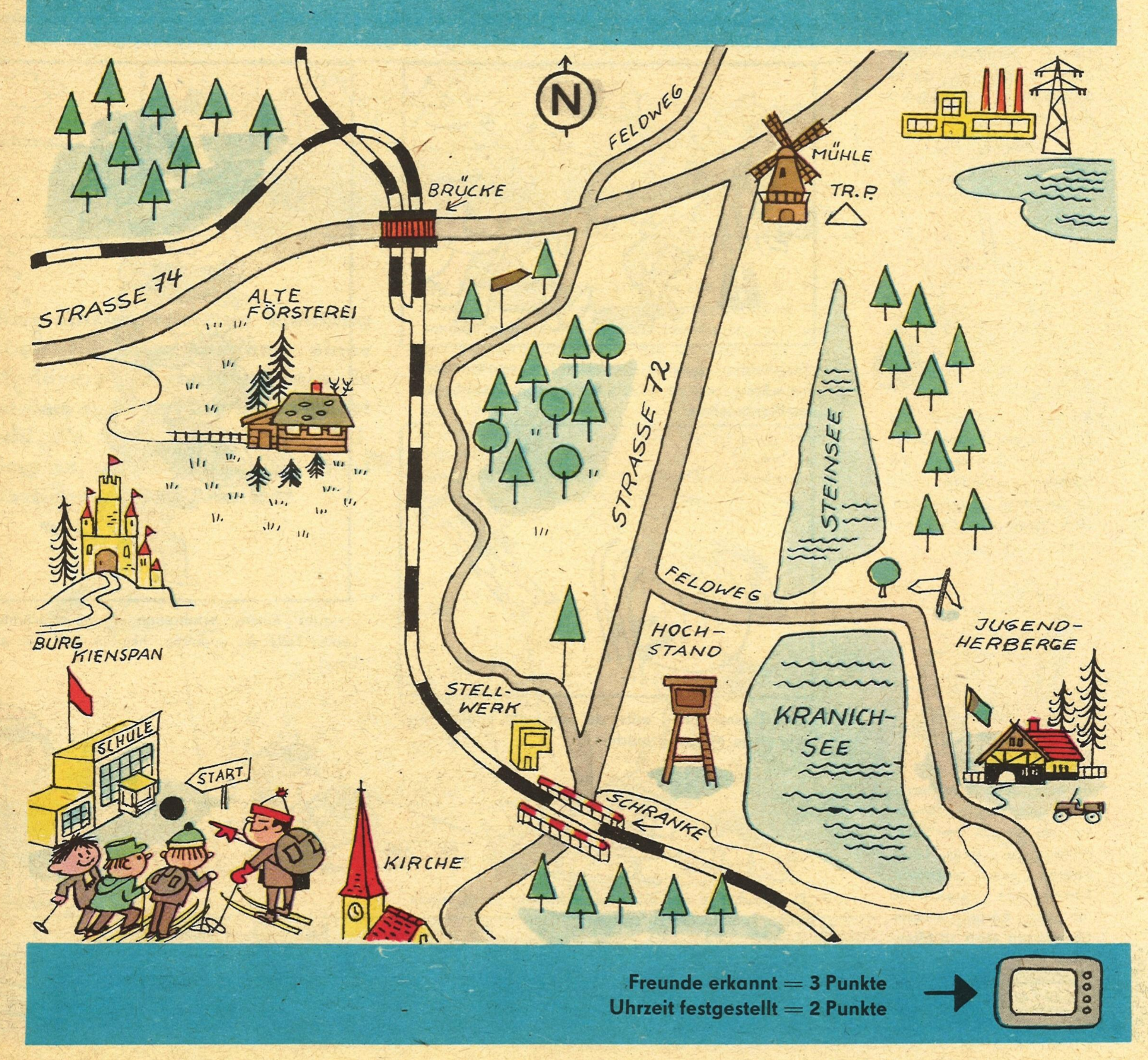


Wer beide Aufgaben richtig gelöst hat, darf eine 3 in die Wertungsmarke schreiben. Wer nur eine Aufgabe gelöst hat, trägt eine 1 ein.

Freunde, die beim Manöverspiel helfen wollen, warten an zwei verschiedenen Punkten im Gelände. Vier Kundschafter (unten) starten, um sie zu suchen. Zeichnet ihren Weg nach der Marschanweisung mit Rotstift auf die Karte! Wenn ihr es richtig macht, wißt ihr, um was für Freunde es sich handelt. Jeder Zentimeter auf dem Dauerschreiber entspricht der Entfernung von 100 Metern. Himmelsrichtungen beachten! Norden ist oben auf der Karte.

Marschanweisung: Start 10.00 Uhr (Schule). 1 km nach Norden bis zur Bahnlinie gehen. Jetzt Kirchturmspitze anpeilen und in gerader Linie 1000 Meter direkt auf sie zulaufen. Stop! Nun 1000 Meter nach Norden, an alter Försterei vorbei, bis auf Straße 74. Auf ihr über Brücke genau 200 Meter nach Osten. Straße 74 verlassen und 200 Meter südöstlich am Wegweiser den Feldweg überqueren. In gerader Linie 600 Meter bis Bahnschranke. Auf Straße 72 1 km nordöstlich gehen. Straße verlassen und in Ostrichtung an Windmühle vorbei, 200 Meter bis zu trigonometrischem Punkt. Hier teilt sich die Kundschaftergruppe. Zwei Mann laufen südwestlich in gerader Linie am Westufer des Steinsees entlang. Treffen nach 700 Metern auf Feldweg. Auf ihm 600 Meter nach Osten bis zur Jugendherberge. Hier wartet ein Freund!
Die beiden anderen Kundschafter laufen vom trigonometrischen Punkt in gerader Linie 700 Meter südostwärts am Ostufer des Steinsees entlang. Stoßen auf Feldweg, auf dem sie 300 Meter nach Westen gehen. Stop! Nun in gerader Linie südwestlich bis an die Leiter eines Hochstandes. Hier wartet der zweite Freund.
Nun seht euch eure rot eingezeichnete Marschroute an!

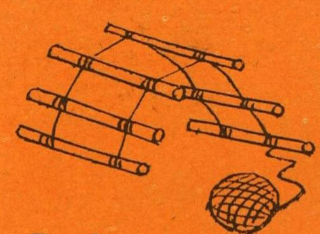
Frage 1: Wo kommen die beiden Freunde her?
Frage 2: Wie spät war es, als unsere vier Kundschafter ihr Ziel erreichten, wenn sie mit einer Stundengeschwindigkeit von 9 km liefen?



Freunde erkannt = 3 Punkte
Uhrzeit festgestellt = 2 Punkte

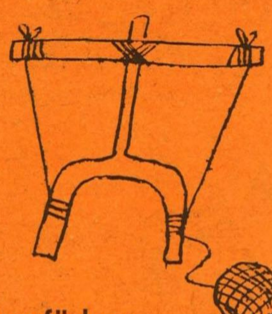
Tarnung!

Tarnung bedeutet, sich so zu verh
bemerkt wird, selbst aber gut bec



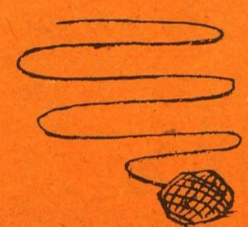
Tarnkappe

Sechs fingerdicke Stöckchen von 35 cm bis 45 cm Länge zusammenbinden und Tarnmaterial daran befestigen. (Arbeitszeit etwa 15 Minuten.)



Tarnfächer

An einer Astgabel ein cirka 20 cm langes Querholz und Gabelende mit Schnur verbinden und Tarnmaterial einflechten. (Arbeitszeit etwa 15 Minuten.)



Tarngirlande

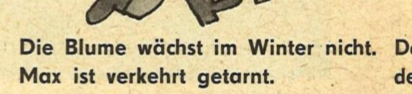
In eine etwa 3 m lange Schnur in Abständen von 15 cm bis 20 cm Tarnmaterial wie Gras, Laub, Zweige usw. einknoten. Tarngirlande kreuzweise um den Körper wickeln. (Arbeitszeit etwa 10 Minuten.)



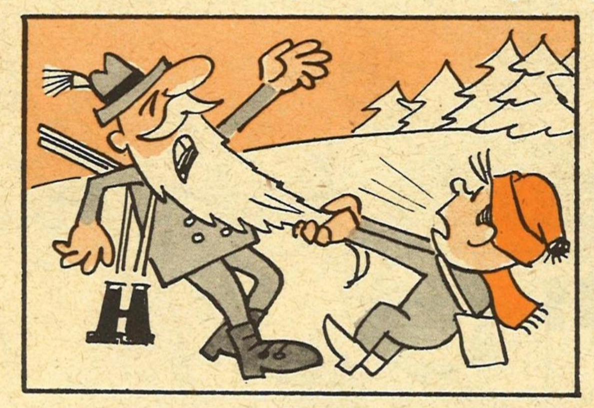
Die beiden haben gut gewählt. Der Baum ist für sie richtig!



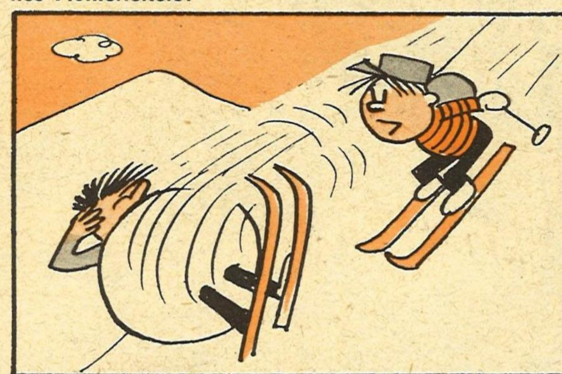
Hier klappt es nicht! Für diesen Baum ist Egon zu gewichtig!



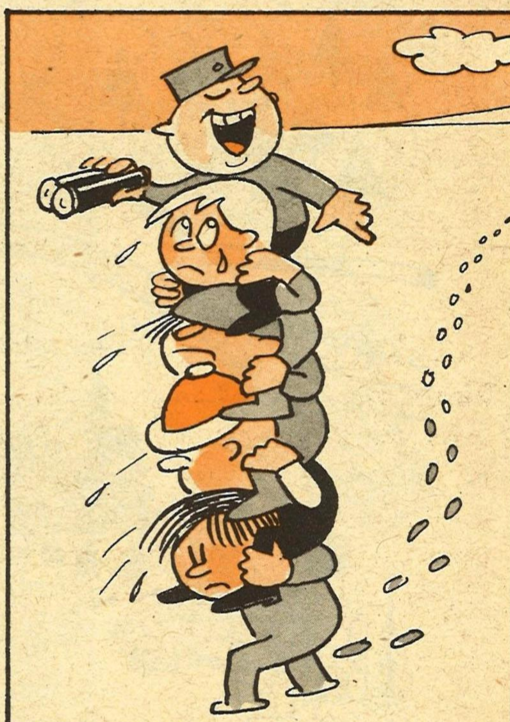
Die Blume wächst im Winter nicht. Da
Max ist verkehrt getarnt. de



„Entschuldigung, aber ich habe fest angenommen, das wäre wieder so 'n raffinierter Tarnungstrick meines Pionierleiters!"



„Zum Donnerwetter, willst du nun wohl endlich 'ne vernünftige Meldung machen?"



„Glaubt einem erfahrenen Manöverfachmann, Leute. Tolle Ausguckmöglichkeiten und nur eine Spur!"

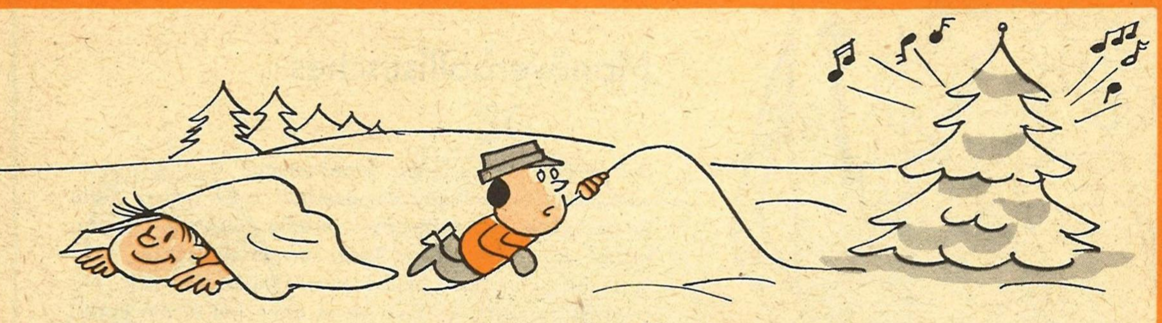


„Du glaubst ja gar nicht, wie schwierig es ist, einen echten Fußkranken zu spielen."

ACHTUNG... STOP... ADI... STOP... MEINT... STOP... ES... STOP... ERNST... STOP... MIT... SEINER... STO

...alten, daß man nicht ...bachten kann.

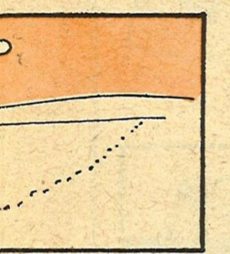
Natürlichen Tarnschutz bieten: Bäume, Schatten, Sträucher und dunkler Hintergrund. Alle Bodenbewachsungen und Bodenformen sind zur Tarnung geeignet. Ihr könnt natürlich auch künstliche Tarnmittel selbst anfertigen. Aus Zweigen, Laub, Schilf, Moos usw. lassen sich mit etwas Geschick leicht Tarnkappen, Tarnfächer oder Tarngirlanden herstellen.
Im Winter ist ein weißes Laken oft das beste Tarnmittel!



...a haut mein Laken besser hin, ...enkt Fritz und ist gewarnt.

Durch einen Hügel gut gedeckt, merkt Heinz: Da hat sich wer versteckt!

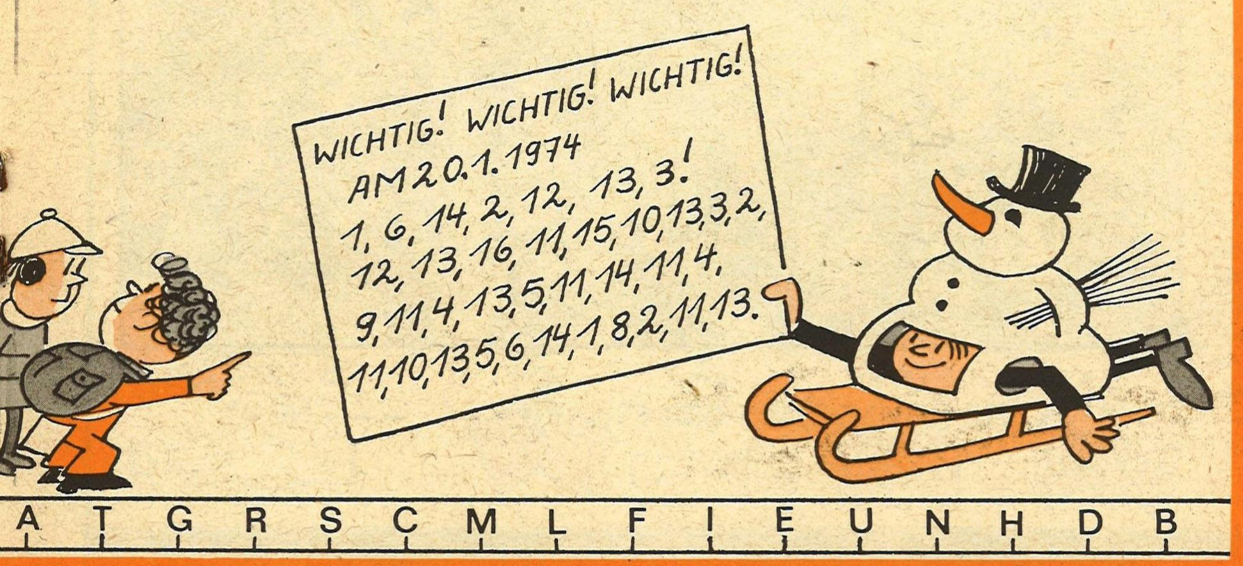
Nicht schwierig ist es zu begreifen, daß Tannen von allein nicht pfeifen.





Eine einzige wichtige Meldung kann für den Ausgang eines Manövers entscheidend sein. Es kommt auf den Mut, die Umsicht und die Schnelligkeit des Melders an, ob sie rechtzeitig ihren Bestimmungsort erreicht!

Der Melder auf unserer Seite hat sich eine ganz besondere Tarnung gewählt. Er hat aber auch eine besonders wichtige Meldung zu überbringen, und zwar von Adi an euch! Nehmt den Dauerschreiber und legt ihn mit der Zentimetereinteilung unten an die Buchstabenreihe an. Jede Zahl auf dem Dauerschreiber steht so für einen Buchstaben! Auf diese Weise werdet ihr Adis chiffrierte Meldung bestimmt leicht entschlüsseln.
Am besten, ihr schreibt jeden gefundenen Buchstaben immer sofort auf den Dauerschreiber.

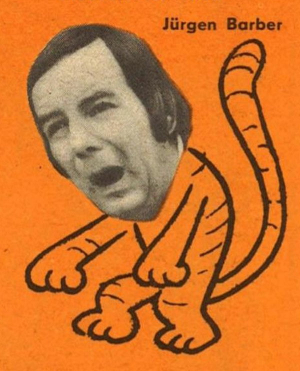


Wer Adis Nachricht entschlüsselt hat, darf eine 3 in die Wertungsmarke schreiben.

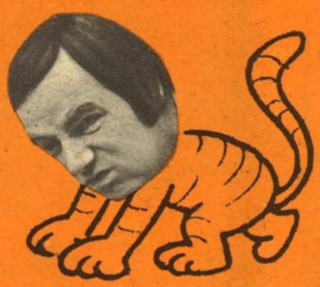


Muskelkaterkanon

Jürgen Barber



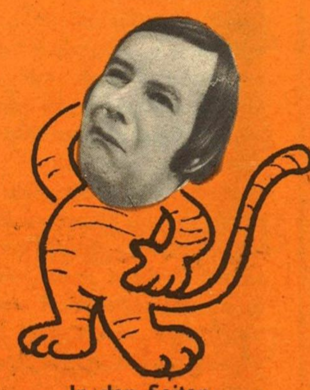
In den Zehen
Zieht's beim Gehen.



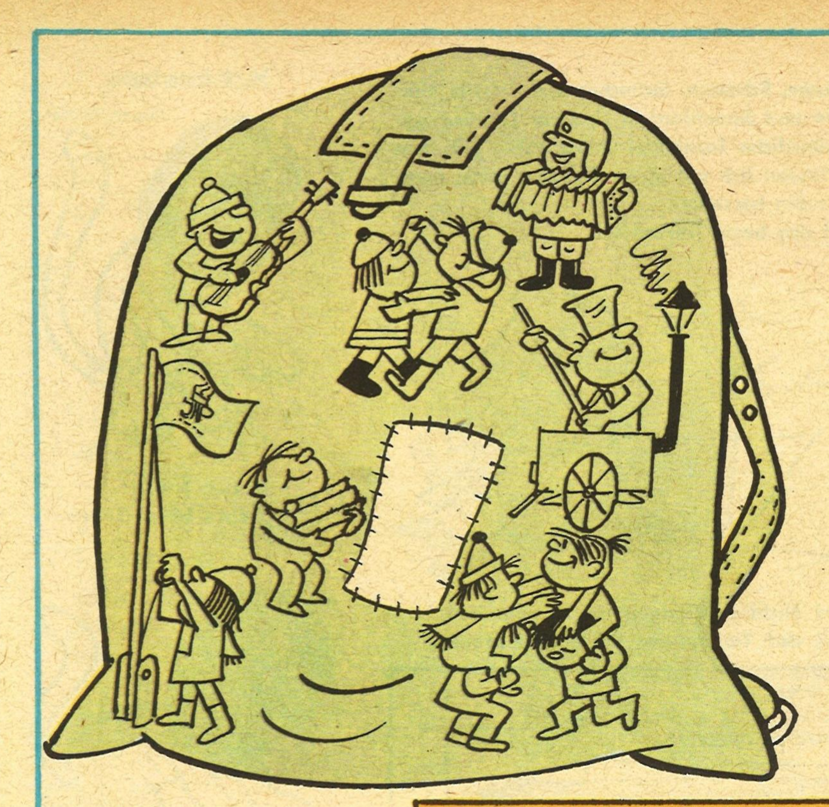
Schmerzen ziehen
In den Knien.
Ach, ich krauche
Auf dem Bauche.



Und beim Bücken
Schmerzt der Rücken.
Und es kochen
Meine Knochen.



In den Seiten
Zieht's zuzeiten.
Meine Hüften
Muß ich lüften.



Schnell und hell

Manöverballistisches

Bei einem interessanten Manöverspiel darf selbstverständlich ein zünftiger Manöverball nicht fehlen. Gute Vorbereitung ist dafür sehr wichtig. Gesang, Humor, lustige Spiele, Musik und Tanz, kurzum ein ganzer Rucksack voll guter Laune und Ideen sollte bis obenhin vollgepackt bereitstehen. Und wenn dann bei einem kräftigen Essen aus der Gulaschkanone spannende Manövererlebnisse ausgetauscht werden, sagt bestimmt ein jeder von euch: Unser Manöverspiel war wieder einmal 7 – 8 – 9 – 10 – Klasse!

Diese sieben wichtigen Manöverball-Zutaten findet ihr hier auf der Zeichnung wieder.

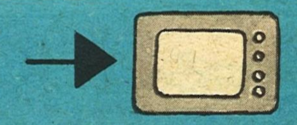
Bestimmt ihre Standorte!



Legt den Dauerschreiber genau auf das Bild! Die Zentimetereinteilung nach rechts! Durch Verschieben läßt sich mit den Buchstaben oben und den Zahlen auf dem Dauerschreiber jeder beliebige Punkt auf dem Bild bestimmen.
Beispiel: Hausschornstein G2. Wenn ihr die einzelnen Buchstaben, unter denen ihr die sieben Zutaten findet, richtig in die Bildunterschrift einordnet, wißt ihr, was beim Manöverball auf dem Speiseplan steht!

ZUM ABENDESSEN GIBT ES: – RÜ – –   – – – NE –!

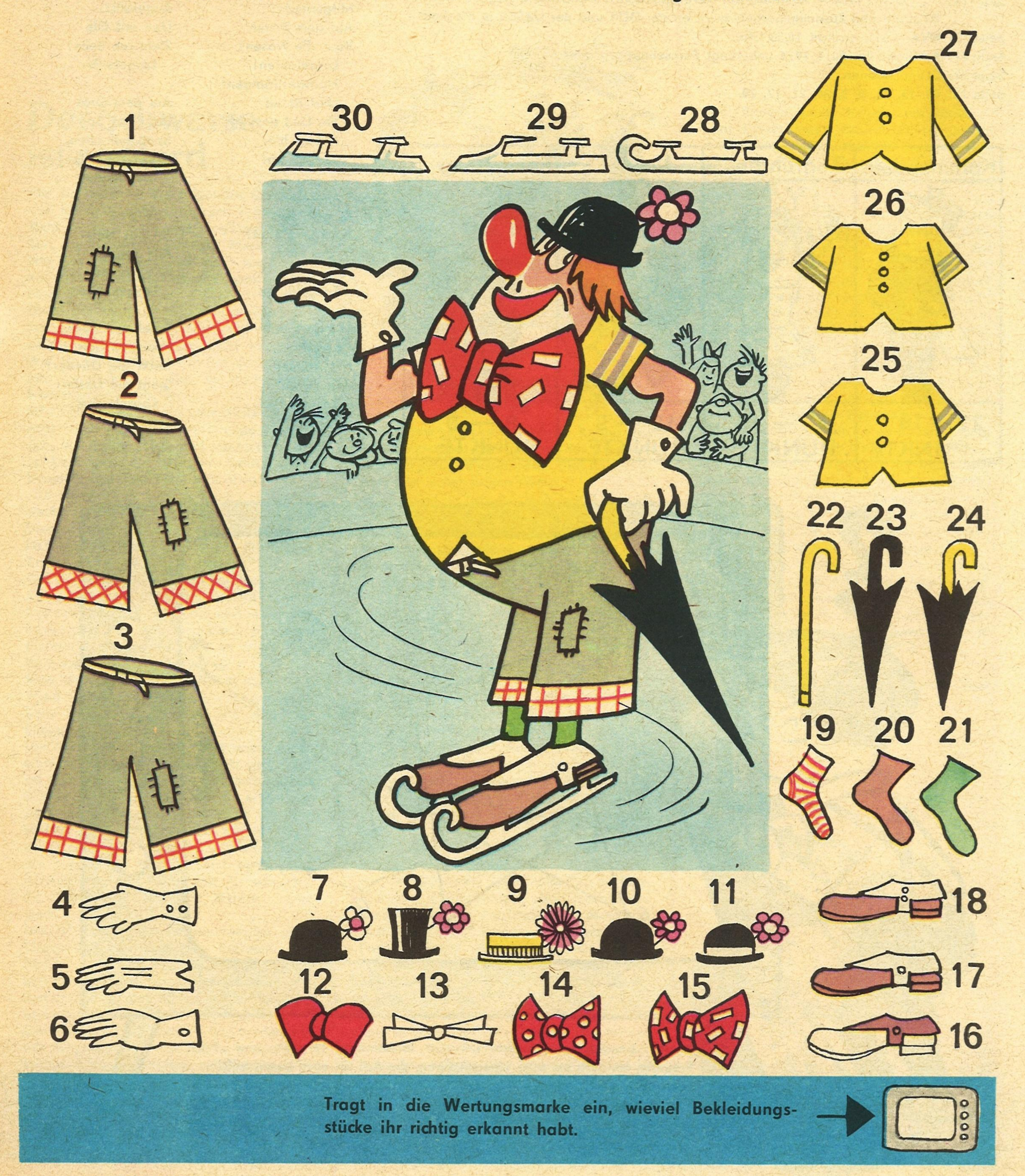
Nur wer herausgefunden hat, was es beim Manöverball zum Abendessen gibt, darf hier eine 2 eintragen.



Beobachtungsaufgabe

Ihr werdet es nicht glauben, aber dieser Eisclown will eure Beobachtungsgabe auf die Probe stellen. Folgt einmal genau den Anweisungen! Achtung, die Anweisungen sofort Punkt für Punkt ausführen!

1. Betrachtet ihn 30 Sekunden lang ganz genau!
2. Nun verdeckt ihn mit dem Dauerschreiber.
3. Schreibt die Zahlen der Bekleidungsstücke auf, die ihr eurer Meinung nach an ihm bemerkt habt!
4. Nehmt den Dauerschreiber wieder weg und prüft nach, wieviel ihr richtig erkannt habt!



Tragt in die Wertungsmarke ein, wieviel Bekleidungsstücke ihr richtig erkannt habt.

Hier sind die Auflösungen der Manöveraufgaben:

Vergleicht sie mit dem, was ihr herausbekommen habt, addiert eure Punkte, und ihr werdet feststellen, ob es bei euch schon zum Kommandeur gereicht hat!

Seite 18: *, 12. Juni 1964 – Abschluß des Vertrages über Freundschaft, gegenseitigen Beistand und Zusammenarbeit zwischen der DDR und der UdSSR in Moskau.
Seite 19: NVA – Ziel erreicht 10.38 Uhr.
Seite 21: Achtung! Am 20. 1. 1974 unbedingt Fernsehapparat einschalten!
Seite 22: Grüne Bohnen.
Seite 23: 10, 15, 25, 6, 3, 24, 21, 17, 28.

Kommandeur	Zugführer	Melder	Essenholer
22 — 18 PUNKTE	17 — 13 PUNKTE	12 — 9 PUNKTE	8 — 0 PUNKTE

Lied der Sonntagssportler

Jürgen Barber

Aufgewacht,
Mitgemacht!
Auf dem Rasen
Vorn die Nasen!
Losgelaufen!
Hochgesprungen!
Und dabei
Ein Lied gesungen!
Dieses hier
Singen wir.

Es geht los!
Wurf und Stoß!
In der Halle
Turnen alle.
Losgelaufen ...

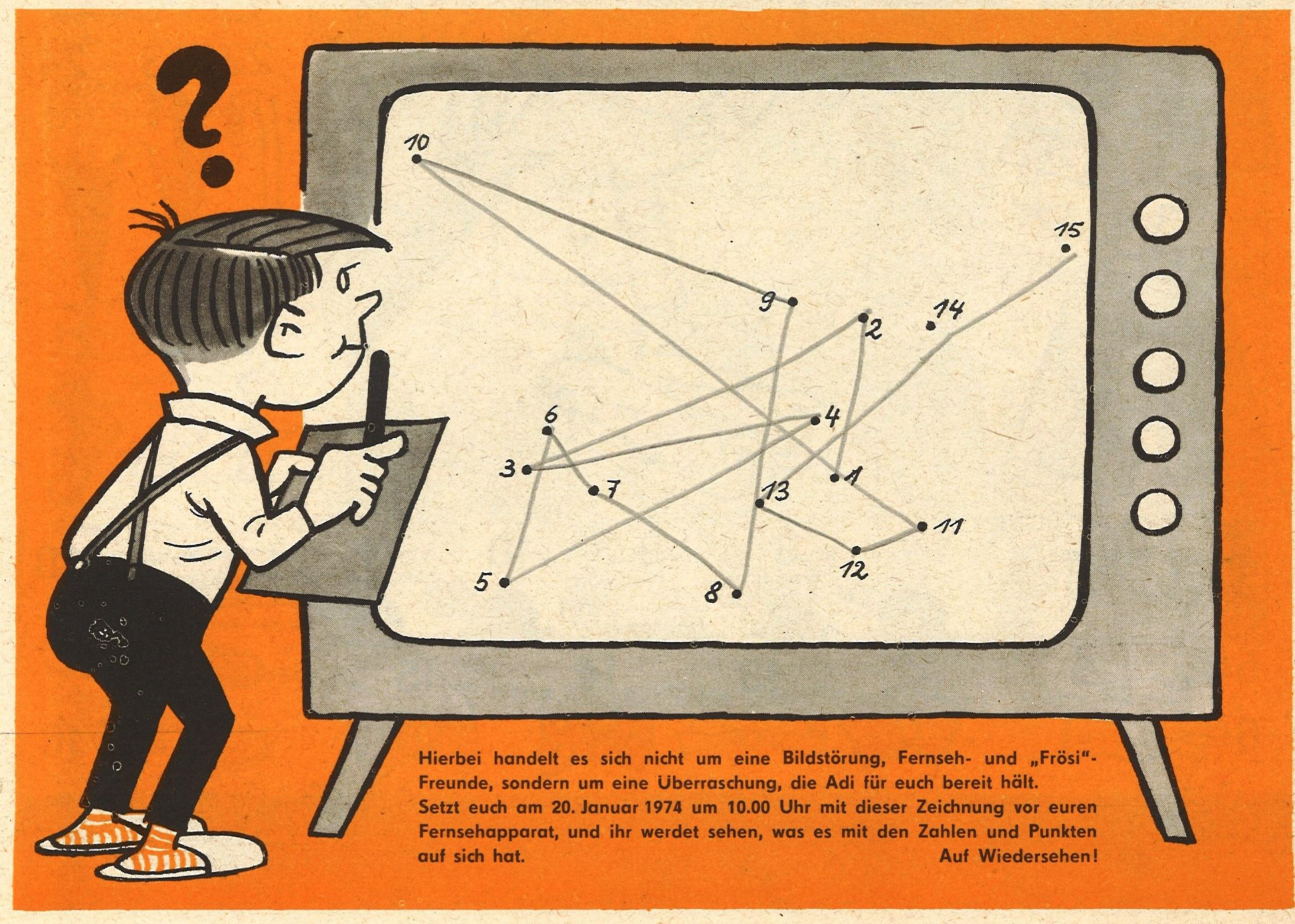
Mit dem Ball
Überall!
Alle spielen,
Alle zielen!
Losgelaufen ...

Aufgepaßt!
Angefaßt!
Und mit Eile
Zieht am Seile!
Losgelaufen ...

Auf dem Gras
Macht es Spaß,
Spaß bei allen,
Wenn sie fallen.
Losgelaufen ...

Alle jetzt
An das Netz!
Alle springen!
Alle singen!
Losgelaufen ...

Spiel und Sport
Hier und dort.
Reckt die Glieder!
Singt die Lieder!
Losgelaufen ...



Fotos: Karl-Heinz Eckebrecht

GÜNTHER FEUSTEL

Ein Faß voll Geschichten

Der Schwarze ist an Bord

Für die Wahrheit der folgenden Geschichte will ich mich nicht verbürgen – jedenfalls steht sie in einem alten Logbuch aus der Zeit, als nur Segler über die Meere kreuzten. Aber wie dem auch sei – sie begann mit einem pechschwarzen Ziegenbock aus einer Wassertonne.

Hatte der Matrose Marcel diesen schwarzen Ziegenbock als einziges Hab und Gut geerbt und trennte sich nicht mehr von ihm. Und als sie wieder in See stechen wollten, versteckte er ihn in einer leeren Wassertonne unter Deck.

Schon sieben Meilen von der Küste entfernt begann der Tanz. Der Schiffsjunge weigerte sich, Wasser zu holen, und jammerte: „Unter Deck spukt es!" Stieg der Smutje selber hinunter und kam blaß nach oben.

„Da unten ist es nicht geheuer!" Ging der starke James nach unten, der mit dem blauen Anker auf der Brust, und kam zurück mit Angstschweiß auf der Stirn. „Der Teufel sitzt im Faß und meckert!"

Der Teufel wurde aus dem Faß gezerrt und sollte über Bord geworfen werden. Aber es war ein sparsamer Kapitän, und in der Not essen Matrosen auch Ziegenbraten. Marcel jammerte, und jedermann an Bord ging dem Schwarzen aus dem Weg.

Kam der Segler an den Inseln unter dem Wind vorbei, rief der Mann aus dem Mastkorb: „Schiff in Sicht – mit schwarzer Flagge!"

Die Mannschaft zitterte. Wer schon einen schwarzen Ziegenbock kaum ertragen kann, tut sich noch schwerer mit Seeräubern. Nur Marcel fürchtete sich nicht vor schwarzen Ziegenböcken und beinahe nicht vor Seeräubern. Er behielt einen klaren Kopf, zerrte den Schwarzen auf die Brücke, stellte ihn hinter den Kompaß und band seine Vorderpfoten am Ruder fest. Er scheuchte die Mannschaft und den Kapitän unter Deck.

Der Schwarze zappelte und wollte seine Pfoten aus den Schlingen befreien. Das Schiff ritt Galopp über die Wellen – hin und her. Die Seeräuber steuerten längsseits und entdeckten den Schwarzen am Ruder – und sonst keine Menschenseele an Bord.

Ein Pistolenschuß krachte. Das erschreckte den Ziegenbock. Er meckerte wie eine Fanfare und riß die Pfoten nach rechts. Das Schiff steuerte genau auf die Seeräuber zu, versuchte es zu rammen.

„Der Teufel holt uns!" brüllte einer, und die anderen glaubten es. Die Seeräuber drehten ab.



Der Schwarze bekam doppelte Ration und einen Verschlag gleich neben der Brücke – aus der leeren Wassertonne. Und das Schiff erreichte sicher seinen Hafen.

Wie gesagt – für die Wahrheit kann ich mich nicht verbürgen, aber man sollte einen schwarzen Ziegenbock immer für einen schwarzen Ziegenbock nehmen und den Kopf oben behalten. So steht es jedenfalls in dem alten Logbuch.

Salut, François!

François war ein Filou – ein Spaßvogel, aber niemand traute ihm so recht, schon gar nicht in diesem Frankreich vom Juli 1944. Er trank mit dem deutschen Kommandanten und hielt es auch mit den Antifaschisten, so flüsterten jedenfalls die Leute von Courtableau hinter der vorgehaltenen Hand. Und was sie flüsterten, war wahr.

Courtableau hatte einen Bahnhof, einen wichtigen Nachschubbahnhof für die Front an der Normandie. Und jeden Tag verkündete der Kommandant: „Wir treiben die Amerikaner und Engländer ins Meer zurück – mit einem Fußtritt sozusagen!"

François hatte seine eigenen Gedanken, und die kreisten um die Munitions- und Treibstoffzüge auf dem Bahnhof von Courtableau.

Aber wie? Aber wie? François saß nächtelang in versteckten Kellern mit den Kämpfern der Résistance zusammen und überlegte. Der Bahnhof von Courtableau wurde streng bewacht – versteht sich. Dagegen waren sechs Männer nur ein Fliegendreck. Alle hofften auf François, auf den Spaßvogel. Und François fiel auch etwas ein.

In der Abenddämmerung zog François mit zwei Bauern einen Wagen zum Bahnhof. Fünf Fässer lagen darauf. „Halt!" riefen die Posten, aber sie kannten François, und der grinste nur. „Kognak! Wird für den Kommandanten verladen. Papiere kommen morgen!"

Der Kommandant und Kognak, die paßten zusammen, das wußte jeder in Courtableau. Und François war der Saufkumpan des Kommandanten, das wußte auch jeder. Also ließ man den Wagen auf den Bahnhof schieben, nur von François – versteht sich, wegen der Sicherheit. Aber man griff mit in die Speichen. François zündete sich eine Zigarette an, sagte einen Scherz und ging. Die Posten lachten und gingen weiter. Aber wer hatte schon gesehen, daß ein Faß ein Schwänzchen hatte, nur ein kleines, das glühte von François' Zigarette.

Plötzlich begann François zu laufen, hinein in den Wald, warf sich hinter einen Baum. Und dann war es, als wollte die Welt untergehen und den Bahnhof von Courtableau zuerst verschlingen. Die Fässer explodierten, rissen den Treibstoff mit – und dann kam die Munition an die Reihe. Die Schienen verbogen sich wie Drahtgeflechte.

Der Nachschubbahnhof von Courtableau fiel aus, jedenfalls für einige Tage – und die waren entscheidend. Die Faschisten suchten François überall, aber der war verschwunden. Und viel später bekam er einen Orden, dieser Spaßmacher, dieser Filou.

Zeichnungen: Günter Hain



In diesen Tagen jährt sich zum 50. Mal der Todestag Wladimir Iljitsch Lenins. Doch Lenin lebt weiter in den Taten von Millionen von Jahr zu Jahr, durch seine Gedanken, seine Werke.
Diese Geschichte von Lilo Hardel bringt uns aus der Vielzahl der Erinnerungen eine Episode nahe, in der Lenin zum erstenmal seiner späteren Lebensgefährtin Nadeshda Konstantinowna Krupskaja begegnet.

Hand in Hand

LILO HARDEL

Es war im kalten Winter des Jahres 1894. Wolodja ging an dem Haus vorbei und achtete genau darauf, ob es bewacht wurde. Es war kein Spitzel zu entdecken. Drei eingemummelte Mädchen gingen in das Haus. Sie waren offensichtlich fremd und zum ersten Mal hier, denn sie suchten nach der Hausnummer, und sie kicherten albern, und sie waren so unter ihren Kopftüchern verborgen, daß man nur vermuten konnte, aus ihrem albernen Benehmen vermuten, daß es junge Mädchen waren. Sie standen vor der Pförtnerloge, die nicht besetzt war, und lasen das Verzeichnis der Mieter. Da kamen zwei junge Männer ins Haus, und die drei Mädchen kannten die jungen Männer, und die jungen Männer wußten Bescheid, und die Mädchen waren von ihren Sorgen erlöst.
Als alle fünf die Treppen hochgegangen waren, ging auch Wladimir Iljitsch, ging auch Wolodja in das Haus hinein und die Treppen hoch. Es war im dritten Stock, er wußte es schon. Es waren schon mehr als zwanzig Menschen dort, und es kamen immer neue dazu. Es war eine große Wohnung.
Er hing seinen Mantel an den Haken und streifte die Gummischuhe ab, dann saß er neben Nikita an der Wand, und Nikita erklärte ihm leise und unauffällig, wer die Anwesenden waren: „Diese drei dort sind Arbeiter von Thornton, Smolensker, von der Textilfabrik."
„Und wer ist der große Blonde?"
„Babuschkin! Du kennst ihn doch!"
„Ach ja", sagte Wladimir Iljitsch, „natürlich kenne ich ihn. Aber so gut angezogen habe ich ihn noch nie gesehen."
„Wenn er in so eine feine Umgebung kommt?" sagte Nikita.
„Und wer sind die jungen Frauen dort?"
„Soweit ich weiß, sind es Lehrerinnen", sagte Nikita. „Sie sind auch zum erstenmal hier. Die mittlere kenne ich, es ist Nadja Krupskaja."
„Ach", sagte Wladimir, „so sieht sie aus?"

„Ich hole mir noch etwas Salat", sagte Nikita. „Ich werde mich mal richtig satt essen, dann brauche ich morgen nichts. Und hier trifft es keinen Armen."
Dann stand Wolodja vor dem Tisch, auf dem die Sakuska aufgebaut war, bei uns heißt das „kaltes Büfett". Er balancierte gerade einen großen hellen, sauer eingelegten Fisch auf seinen Teller, da fragte jemand neben ihm: „Wie heißt dieser Fisch?" Es war die Lehrerin Krupskaja.



„Ich weiß es nicht", sagte Wolodja.
„Ach, Sie sind auch kein Angler?" sagte sie.
„Doch", sagte er, „ich bin Angler, ich angle sogar gern. Aber diese Sorte ist mir noch nicht vorgekommen."
„Schmeckt er?" fragte sie.
„Ich habe ihn noch nie gegessen", sagte er.
„Nur Mut, man muß auf allen Gebieten neugierig sein."
Sie lachte nicht, sie nahm ganz ernsthaft und fast etwas nachdenklich von dem hellen Fisch. Er schaute ihr dabei zu, und als sie sich noch etwas Gelee und ein paar Zwiebelringe auf den Teller legte, machte er es ihr nach. Dann ging sie wieder zurück zu ihren beiden Freundinnen, und er setzte sich wieder neben Nikita, an die andere Seite des Zimmers. Ein wenig später schaute sie zu ihm herüber und lobte den Fisch. Er verstand es aus ihrer Gebärde, da blies er die Backen auf und nickte. Ein kleiner Anflug von einem Lächeln machte ihr Gesicht weich. Sie war ein merkwürdiges Mädchen. Es war alles ernst und sachlich an ihr. Da war keine Spur von mädchenhafter Eitelkeit zu entdecken. Ihr braunes Haar war glatt nach hinten gekämmt und im Nacken zu einem Dutt zusammengefaßt. Auf der linken Seite, über der Höhe des linken Auges, war ein Scheitel, aber ihre Haare waren so dicht, daß der Scheitel kaum zu bemerken war. Sie hatte für ein Mädchen ungewöhnlich starke Augenbrauen, mit einem deutlichen Zwischenraum an der Nasenwurzel. Es sah nicht so aus, als ob sie viel daran herumzupfte. Sie hatte volle, fast wulstige Lippen unter einer breiten flachen Nase. Sie war der Prototyp eines russischen Mädchens.
Irgend jemand hielt einen Vortrag über die Arbeiterbewegung in Belgien, und es war schon kein Vortrag mehr, es war eine Hymne, ein einziger Lobgesang.
Oh, Belgien, was mußte das für ein wunderbares Land sein! Oh, diese belgischen Arbeiter, was für gescheite, fortgeschrittene, kluge Leute waren sie doch! Stellt euch mal das bei uns in Rußland vor! Mit ungeheuerer Disziplin und Einigkeit veranstalten sie einen Generalstreik, und warum? Wegen höherer Löhne? Wegen Sturz des Königs? Wegen besserer Arbeitsbedingungen?
Nichts davon! Sie machen Generalstreik, um sich das Recht der Teilnahme an den Wahlen zu erkämpfen! Wie fortgeschritten muß das politische Bewußtsein dieser Menschen sein! Sie erkämpfen sich das Wahlrecht mit den schärfsten Mitteln, die Arbeitern zur Verfügung stehen.
Wie sehr kann das alles Vorbild sein?
Der Mann war begeistert. Er sah aus wie ein Lehrer. Er war ein Bürger, ein Narodniki wahrscheinlich, ein Volksfreund. War es möglich, daß ein Marxist so außer sich vor Begeisterung über die Bescheidenheit der Zielsetzungen der belgischen Arbeiter geriet?
„Es ist ein Erfolg der Arbeiterschaft", sagte Wladimir Iljitsch, „der die Bourgeoisie nichts kostet, der ihr sogar zum Vorteil gereicht, wenn es ihr gelingt, mit diesen Wahlspiele-



reien die Arbeiter von der Verfolgung ihrer wahren Interessen abzulenken."

Aber da stellte es sich nun freilich heraus, daß Wladimir Iljitsch viele seiner Zuhörer mit dieser Bemerkung in Erregung brachte. Schon der Ausdruck Wahlspielereien schien einigen älteren Herren völlig danebengegriffen zu sein.

Wladimir Iljitsch, dieser junge Rechtsanwalt aus Simbirsk, legte ein Bein über das andere und verschränkte die Arme über der Brust. Er schaute von einem Redner zum anderen, und obwohl man nicht sagen konnte, wodurch dieser Eindruck erweckt wurde, obwohl er aufmerksam zuhörte, was jeder einzelne sagte, wirkte er doch ein wenig, aber unübersehbar hochmütig.

Unübersehbar, dachte Nadeshda Krupskaja, und trotzdem nur so wenig, daß man nicht beweisen könnte, daß er wirklich hochmütig sei. Niemand könnte es beweisen. Aber sicherlich war dieser junge Mann aus Simbirsk gelangweilt, und nicht nur, weil er als Provinzler verpflichtet war, wenn man Tschechow glauben darf, selbst in Sankt Petersburg gelangweilt zu sein.

Danach sprach Sergej Iwanowitsch, der alte, gescheite, gütige Lehrer, und er war auch begeistert von den Belgiern und ihrem Generalstreik, um wählen zu dürfen.

„Jetzt", sagte Sergej Iwanowitsch, „kommt es darauf an, wenn wir etwas an unseren traurigen russischen Zuständen verbessern wollen, auf dem Gebiete der Volksbildung tätig zu sein." So sprach Sergej Iwanowitsch, und da lachte Wladimir Iljitsch. Sergej Iwanowitsch machte nach seinen gefühlvollen und herzenswarmen Worten eine Pause, eine Pause in der es sehr still war, und in diese Stille hinein, ganz unerwartet für alle, lachte Wladimir Iljitsch Uljanow. „Ha! Ha!" sagte er und lachte, unernst, ein bißchen hämisch. Sein Lachen verschlug Sergej Iwanowitsch die Sprache. Es verschlug allen die Sprache.

Das mag ja nun richtig oder falsch gewesen sein, was Sergej Iwanowitsch da sagte, aber alle Menschen, die ihn hörten, verstanden, daß er es ehrlich meinte und aus gutem Herzen sprach, und daß er ein bewundernswert aufrechter und selbstloser Mensch war, ein guter Mensch.

Wolodja schaute, als er seinen Zwischenruf machte, wie so oft schon an diesem Abend, Nadeshda Konstantinowna an. Und schon oft an diesem Abend hatte er etwas gesagt und dann das Vergnügen gehabt, das Nadja damit einverstanden war. Ihre Gedanken spiegelten sich auf ihrem Gesicht wie in einem Vergrößerungsglas. Und manchmal hatte sie ihm auch zugenickt. Einmal, als die meisten im Raum anderer Meinung waren als Wolodja, hatte sie ihm heimlich zugenickt und ihm zu verstehen gegeben, daß seine Worte ihr gefielen. Als er über diesen alten Greis lachte, schaute er auch wieder Nadeshda Krupskaja an, und da sah er, wie sie über sein Lachen erschrak. Und es wurde ihm blitzartig klar, daß er sich falsch verhielt. Grund hin, Grund her, mochte Sergej Iwanowitsch sagen und Anlaß geben, wie er wollte. Wenn ein Mädchen wie diese junge Lehrerin, wenn diese kluge und gescheite junge Russin von seinem Lachen entsetzt war, dann war dieses Lachen falsch.

„Wolodja", hatte Olga, die kleine Schwester, gesagt, „du sollst nicht kränken und verletzen, du sollst überzeugen. Du bist zu scharf, Wolodja!"

Er saß da und schluckte alles herunter, was er in den letzten drei Minuten zu kosten bekommen hatte, und sagte so sanft und versöhnlich, wie es ihm möglich war: „Ich habe nichts dagegen, wenn jemand sich bemüht, die soziale Frage durch Hebung der Volksbildung zu lösen. Es ist sicherlich ein Bemühen, unserer aller Achtung wert, aber leider brauchen wir in unserem heutigen Wirtschaftssystem nicht nur gebildetere Arbeiter, und dann sind alle Probleme gelöst, sondern wir brauchen ein anderes, ein menschlicheres Wirtschaftssystem."

Das war sein Satz. Er sagte ihn so, daß viele in diesem Raum verstanden, daß ihm sein Lachen leid tat. Es war ein Satz, der sein Lachen erklären sollte. Und es war ein Satz, der, wenn man über ihn nachdachte, unversöhnlich war. Er schaute Nadeshda Krupskaja an, als er seinen Satz sagte. Sie verlor das Entsetzen aus ihrem Gesicht. Sie machte die Augen weit auf und schaute nach innen. Sie überlegte. Und dann sah sie ihn an und sagte: „Nun ja!" Sie fand es richtig, was er sagte, und sie nahm es als Entschuldigung an. Da war er froh.

Er dachte oft in seinem Leben an diese Versammlung zurück, an die Versammlung, in der er zum erstenmal Nadeshda kennenlernte. Und er dachte oft, wenn er zornig werden wollte, wenn ihn Bitterkeit und Verzweiflung überkommen wollten, daß er immer so reden müsse, daß Nadeshda Krupskaja nicht böse werde und nicht erschrecke. Es half ihm viel, ein Leben lang.

Die Welt nannte ihn LENIN

Diese Fotos entstanden im Jahre 1924 – Nadeshda Krupskaja bei Wladimir Iljitsch Uljanow.

Die Welt nannte ihn Lenin. Und sie sagte „Wolodja" zu ihm. Alle sprachen von ihm, in allen Ländern trauerten Menschen um Lenin, um ihren Wolodja. Dreißig Jahre hatten sie miteinander gelebt, von 1894 bis 1924. Sie hatten einander im Winter kennengelernt, und jetzt war wieder Winter...

Immer hatte sie ihn begleitet oder war ihm nachgefahren: in das ferne Sibirien, nach Deutschland, England, Frankreich, in die Schweiz, nach Schweden und wieder nach Rußland. Er gründete die Sowjetunion.

Die Zuversicht, mit der er damals, zu Beginn des zwanzigsten Jahrhunderts, in dem kleinen sibirischen Dörfchen Schuschenskoje von der Mission des russischen Proletariats gesprochen hatte, war zur Tat geworden.

Es war bitterkalt in jenem Januar 1924 in Moskau. Sogar die Posten vor dem hölzernen provisorischen Mausoleum in ihrer dicken Winterkleidung wurden alle Viertelstunden abgelöst. „Die Mitglieder der Regierungskommission sind durchzulassen, sonst niemand", lautete der Befehl.

Alle waren herausgekommen – nur sie nicht.

Unentwegt blickte sie auf die geschlossenen Augen ihres Wolodja und wartete vergebens, daß sie sich noch einmal öffneten.

Die Posten lösten einander ab und flüsterten: „Sie ist noch immer bei ihm."



Fotos: TASS



Bild des Monats

Foto: Staatliche Museen zu Berlin, Kupferstichkabinett

Käthe Kollwitz: Gedenkblatt für Karl Liebknecht, 1919–1920, Holzschnitt

Erinnerungen an den 15. Januar 1919

Ob sich der Januar 1919 genauso gebärdete wie der diesjährige, ob er kälter oder milder war, ob er viel oder nur wenig Schnee brachte, ich weiß es nicht. Das ist auch unwichtig. Damals dachten die Berliner Kinder sowieso nicht ans Rodeln. Noch immer hielt Artillerie die Straßen besetzt, und von manchen Hausdächern drohten schwere Maschinengewehre. Trotzdem verließ Käthe Kollwitz ihre Wohnung und machte sich zu Fuß auf den weiten Weg. Eng preßte sie ihre Zeichenmappe an den Körper, wie einen Schild. Doch sie wußte, daß er sie vor einer Kugel nicht zu schützen vermochte. In den letzten Tagen hatte sie erlebt, daß die arbeiterfeindliche Regierung auch jene erschießen ließ, die mit den Spartakisten nur sympathisierten.
Niemand hielt die kleine, schmächtige Frau an. Ein weißhaariges Mütterchen, mögen sie gedacht haben. Wenn sie geahnt hätten! Käthe Kollwitz schritt rascher aus. Sie mußte sich eilen, wollte sie ihr Versprechen erfüllen. Von der jungen Frau Sophie war sie gebeten worden, deren Mann zu zeichnen. Hinterhältig hatten seine Gegner ihn umgebracht, und nun lag er im Leichenschauhaus. Käthe Kollwitz trat neben seinen Sarg und schaute dem Toten ins Gesicht. Karl Liebknechts zerschossene Stirn wurde von Blumen bedeckt. Lange schaute sie ihn an. Als er noch lebte, hatte die Künstlerin seinen Ideen nicht folgen können. Sie dachte anders. Nun, wo man ihn ermordet hatte, fühlte sie sich ihm plötzlich nahe. Als er dem Kaiser im Reichstag als einziger Abgeordneter die Kriegskredite verweigerte, überlegte sie grübelnd, hatte er auch meinen Sohn retten wollen. Alleingelassen, gelang es Liebknecht nicht, und mein Peter fiel auf dem Schlachtfeld in Flandern.
Und was wird aus Liebknechts Kindern? Aus Helmi, dem Ältesten, der Ostern sein Abitur machen sollte? Aus Robert, der so gern zeichnet? Und aus der kleinen Vera, der Jüngsten? Vor acht Jahren starb ihnen die Mutter. Seitdem sorgte Frau Sophie für die drei. Nun hatten sie den Vater verloren. Unzählige trauerten mit ihnen.
Frau Kollwitz blickte sich um, trat zur Seite, mußte Platz machen für diejenigen, die gekommen waren. Unaufhörlich schien der Trauerzug der Arbeiter, die von dem Toten Abschied nehmen wollten.
Entschlossen zog sie einen Bogen festen Papiers aus ihrer Mappe, entnahm dem Schächtelchen in der Manteltasche ein Stückchen schwarze Kreide und begann zu zeichnen. Mit sicheren Strichen bannte sie das Antlitz von Karl Liebknecht aufs Papier. Es fiel ihr schwer. Das vertraute Gesicht wirkte so fremd mit den geschlossenen Augen und ohne Brille. Unzufrieden mit sich selbst, wollte sie zu Hause eine bessere, zusammenfassende Zeichnung anfertigen.
Durch die unruhige Stadt wanderte Käthe Kollwitz heimwärts. Scharen von Menschen begegneten ihr jetzt. Das verwunderte sie, nahm ihr aber etwas von der Furcht, die noch immer in ihr hockte. Als gäbe es keine Geschütze in den Straßen und keine Maschinengewehre auf den Dächern, strömten alle in eine Richtung. Manche hielten ein paar Blütenstengel in den ungelenken Händen, andere schlichtgebundene Kränze.
Hunderttausende gaben Karl Liebknecht das letzte Geleit. Diese Trauer beeindruckte Käthe Kollwitz tief, und sie versuchte, sie mit dem Stift nachzubilden.
Kaum war die Zeichnung von Liebknechts Kopf auf dem Totenbett beendet und an Frau Sophie übergeben, begann Käthe Kollwitz mit einem Gedenkblatt für Karl Liebknecht. Skizzen häuften sich im Atelier der Künstlerin, bis sie nach Wochen mit einer Radierung beginnen konnte. Fünf Arbeiter, die sich voller Schmerz zu dem toten Liebknecht beugen, ritzte sie mit stählerner Nadel in die Kupferplatte. Als sie den ersten Abdruck davon sah, war sie unzufrieden. Sie änderte, ließ erneut Proben drucken. Die erhoffte Wirkung schien ihr nicht erreicht. Monate waren verstrichen. Käthe Kollwitz gab die Arbeit an dem Gedenkblatt nicht auf. Im September entschloß sie sich, es als Lithographie, als Steindruck zu gestalten. In mühevoller Arbeit schliff sie den rauhen Stein glatt, zeichnete mit Fettkreide darauf, was sie vorher in die Kupferplatte geritzt hatte. Sie präparierte den Stein und ließ ihn zum Drucker schaffen. Ein ergreifendes Blatt war entstanden! Aber sie hielt es nicht für gut genug. Das, was sie sagen wollte, hatte sie wieder nicht sagen können, klagte Käthe Kollwitz.
Wieder wurde es Januar, und noch immer war das Gedenkblatt nicht fertig. Da entdeckte sie in der Ausstellung eines Kollegen Holzschnitte. Sollte sie das nicht auch können? Sie wagte einen neuen Versuch. Hartholz und Werkzeuge wurden gekauft. Abermals entstanden Skizzen, Skizzen zu Händen, zu Köpfen. Nicht nur fünf Abschiednehmende wollte sie gestalten, sondern viele, und nicht nur Trauer, nein, auch Stolz und Zuversicht sollten ihre Gesichter ausdrücken. Die Arbeit machte Freude, wenn auch die schwierige Technik viel Geschick verlangte und Käthe Kollwitz nur langsam vorankam.
Endlich, zum zweiten Todestag von Karl Liebknecht war das Gedenkblatt vollendet, so, wie sie es wünschte. Diesen, ihren ersten Holzschnitt, widmete die Künstlerin der Arbeiterschaft: „Die Lebenden dem Toten – Erinnerung an den 15. Januar 1919" schrieb sie darunter.

Brigitte Birnbaum

Zeichnungen: Jürgen Kieser

STOP!

Hier haben alle Vorfahrt, die auf der Suche nach „Riesengeburtstagskindern" sind!

Erinnert ihr euch?

„Frösi" rief im Heft 12/1973 zur

Großfahndung Nr. 2 „Geburtstagskinder gesucht"

auf.

Wer soll „sie" finden, und wer sollen die Gratulanten sein? Ihr!

Wen sucht ihr? Menschen, die durch ihre Arbeit mit dem Riesen RGW verbunden sind und mit ihm am 25. Januar 1974 seinen 25. Jahrestag feiern: RGW-Geburtstagskinder also!

Was ist zu tun? Sucht und findet diese „Geburtstagskinder", fragt sie aus, lernt ihre Arbeit kennen und über sie die Riesenkraft des RGW.

Wo könnt ihr sie finden? Zu Hause, in den Patenbrigaden, in Betrieben und Genossenschaften.

Wann ist der Einsendeschluß für all eure Arbeiten mit Feder, Bleistift, Papier, Fotoapparat und Köpfchen? Am 25. Januar 1974. Unsere Anschrift: Redaktion „Frösi", 102 Berlin, Postschließfach 9.

Wie sehen die Preise für die Besten aus? 5 fahren nach Moskau in die RGW-Zentrale, 25 fahren mit „Frösi" zur Leipiger Messe, 250 erhalten Bildbände über RGW-Länder, 500 werden mit Kleinpreisen getröstet

„Wie kann man auch Jungen zum Pioniernachmittag einladen? Unsere sagen immer: Bei solchem Schiet komme ich nicht. Was für Aufgaben könnte man den Jungen geben?"

Andrea Korkowski, 2345 Göhren



Liebe Andrea!
Wir freuen uns, daß Du uns Deine Sorgen mitteilst. Deine Frage möchte ich so beantworten: Ihr alle, ob Mädchen oder Jungen, seid doch Mitglieder e i n e r Pioniergruppe und e i n e s Kollektivs. Stellt Euch einmal vor, die Genossen und Kollegen Eures Patenbetriebes arbeiten gemeinsam, aber zu Brigadeveranstaltungen und Feierlichkeiten kämen entweder nur Männer oder Frauen – einfach undenkbar, nicht wahr? Zusammenkünfte, bei denen über Probleme der guten Planerfüllung gesprochen, Erfahrungen und politische Meinungen ausgetauscht werden, gehen alle an. Wenn es gar darum geht, gemeinsame Erfolge zu feiern, hat jeder seinen verdienten Anteil daran und ist stolz darauf.
Drückeberger, sofern es welche gibt, haben sich vor dem Kollektiv zu verantworten. Sicher versucht Ihr, alle Punkte Eures Gruppenarbeitsplanes gewissenhaft zu erfüllen. Enthält Euer Gruppenplan auch konkrete Festlegungen, was Ihr tun könnt, um auch Eure Jungen wieder für Eure Pionierveranstaltungen zu begeistern? Gebt ihnen konkrete Aufgaben, die ihnen Spaß machen! Wie wäre es, wenn der Gruppenrat die sportlichsten unter den Jungen beauftragen würde, für die Gruppe das Manöver „Freundschaft" oder einen Sportnachmittag vorzubereiten? Das macht den Jungen bestimmt Spaß, und die ganze Gruppe profitiert davon! Anregungen dazu gibt es auf den Seiten 17 bis 24. Oder Ihr geht auf die Hobbys der Jungen ein und bittet sie, einen Pioniernachmittag zu gestalten.
Ich bin sicher, daß sie dann nicht mehr lange außerhalb Eurer Gruppe stehen werden!

Wolfgang Beyer,
Redakteur des Pioniermagazins „Frösi"

Manövererfahrung

Der Patenschaftsvertrag zwischen meiner Schule und der Instandsetzungseinheit der NVA in Spremberg wurde am 13. Dezember 1972 unterzeichnet. Der erste Höhepunkt war das Manöver „Freundschaft". Es wurde gemeinsam mit dem Manöverstab des Freundschaftsrates und Genossen unserer Einheit vorbereitet. Die Klassen 4 bis 8 nahmen daran teil. Meine Klasse war der Gegner und mußte eine rote Munitionskiste verteidigen.

Christina Wagner, 7591 Spremberg-Weskow

Auflösung: Knobel-Kunst-Blume
1. b – 2. b – 3. 1b, 2d, 3e, 4a, 5g, 6c, 7f – 4. g – 5. b – 6. b – 7. d.

Wissenstest beim Manöverfest
1. a – 2. a – 3. a – 4. b – 5. b – 6. a – 7. b – 8. b – 9. b – 10. b – 11. b – 12. b – 13. b – 14. a – 15. b – 16. b.



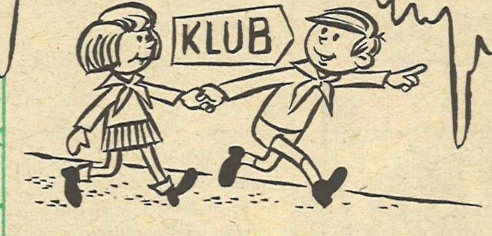
Redaktion „Frösi", 108 Berlin, Mauerstraße 39/40



Unser Gesetz

Das kannst Du mir glauben, auch unsere Gruppe hat über das neue Jugendgesetz diskutiert. Wir sind der gleichen Meinung wie viele andere. Unsere Klasse ist übereingekommen, daß es sehr gut ist, ein neues Jugendgesetz zu haben. Dann wird man noch mehr an die Probleme der Politik herangeführt. Wichtig ist auch die Verbesserung der Jugendtanzveranstaltungen. Sie müssen niveauvoller gestaltet werden.

Angelika Derps, 331 Calbe



Gemeinsam geht alles besser

Bei uns in Höhenmölsen wurde ein Jugend-Urania-Klub gegründet. Dort unterhalten wir uns über Themen wie z. B. „Was ist Klassenkampf?", „Unter vier Augen", „Ist Körperpflege Luxus?"

Ilona Bauer, 486 Hohenmölsen

Asse sind Klasse!

Mir gefällt auch die „Asse"-Serie. Ich weiß, daß es viel Mühe macht, alles mit versteckter Kamera einzufangen. Die Beiträge regen zum Denken an und sind spannend.

Marina Meyer, 27 Schwerin

Liebe Marina! Wir sind Deiner Meinung und versichern Dir und allen Lesern: Das „Asse"-Kollektiv ist bereits wieder unterwegs! Die Redaktion



Spannung gefragt!

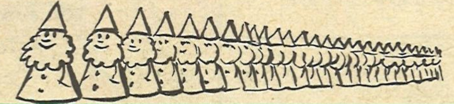
Manche Eurer Geschichten haben nur einen Fehler: Wenn es am spannendsten ist, hören sie auf.

Birgit Meseke, 42 Merseburg

Garn und kleine Köpfe

Sehr schön waren die Puppen, die man aus der Milchverpackungsfolie machen konnte. Ich bastelte daraus 100 Weihnachtsmänner zur Weihnachtsfeier für 100 Rentner aus unserem Wohnbezirk. Ich fertigte die Unterteile aus Zeichenpapier an und beklebte sie mit Buntpapier. Dann machte ich aus Garn kleine Köpfe mit Augen und Mund und kleinen Bärten aus Watte. Zum Schluß bekamen sie einen spitzen Hut.

Ilse-Marie Lübeck, 37 Wernigerode



Lied vom RGW

Früher baute jedes Land,
was es so dachte und erfand.
Durch RGW jedoch kam man dazu,
das eine baue ich, das andere du.
Erdöl kommt aus Sibirien her,
Strümpfe und Maschinen
liefert die DDR.
Die ČSSR ist auf Fahrzeuge
spezialisiert.
Und die Früchte werden von Bulgarien
konserviert.

Katrin Baumgärtel, 90 Karl-Marx-Stadt, 9 Jahre

Konkret gesagt

Pionierexpreß DDR 25. Diese Mäxchen-und-Tüte-Geschichten weisen durch lustige und zugleich kritische Bilder auf einige Aufgaben des neuen Pionierauftrages hin. Ich finde das insofern gut, daß den Pionieren einmal konkret gesagt wird: Hier müßt ihr mit anpacken, das ist noch zu verbessern und jenes läßt noch zu wünschen übrig.

Sabine Dörr, 7705 Lauta

SOS – Wer kann helfen?

Wie muß eine Freundin sein, welche Eigenschaften sollte sie haben?

Steffi Wehner, 8222 Rabenau

Na, wie ist es? Wer kann Steffis Problem lösen helfen? Schickt Eure Ratschläge, Meinungen, Tips an den Postillion, Redaktion „Frösi", 108 Berlin, Mauerstr. 39/40.

Wie entsteht ein „Frösi"-Heft? (4)



15. Pst! Leute! Heute geht man
auf Zehenspitzen nur.
Nicht stören, denn die „Frösi" liest
in „Frösi" Korrektur.
Wenn jetzt noch was zu ändern ist –
dies ist die letzte Frist.



16. Ob Satz, ob Wort, ob Komma,
meist ist schon was dabei.
Mit leisem Seufzer ändert nun
auch noch die Druckerei.
Die Platten fertig für den Druck –
und dann geht es ruckzuck.



17. Legt in die Druckmaschine
man jetzt die Platten ein,
wird das Papier nicht nur bedruckt,
nein, auch gefalzt schon sein.
Nach Heften und nach Schneiden dann
man „Frösi" lesen kann.



18. Der Umschlag unserer Zeitschrift
wird extra hergestellt
und auch das viele Drum und Dran,
das euch so gut gefällt.
Ist „Frösi" fertig, sorgt man prompt,
daß es zusammenkommt.

Verse: Christamaria Fiedler

Zeichnungen: Ladislaus Elischer

Wissenstest beim Manöverfest

Wer kann es besser – wer weiß es besser?

Frage	a	b
1. Welche Stadt ist mit 522 000 Einwohnern die drittgrößte der DDR? Dresden – Rostock?	DRESDEN	ROSTOCK
2. Wie sieht das Stadtwappen von Hoyerswerda aus? a) oder b)?		
3. Wie lange fahren die Aufzüge bis zum Aussichtsgeschoß des Berliner Fernsehturms (203 m)? 45 Sek. oder 180 Sek.?	60 15 30 45	XII I II III
4. Wieviel Liter Milch werden täglich in der Hauptstadt der DDR, Berlin, verbraucht? 100 000 Liter oder 350 000 Liter?	100000	350000
5. Wie sieht das Verkehrszeichen „Vorfahrt auf der Hauptstraße beachten" aus? a) oder b)?		
6. Wo lebt der Pinguin? Am Süd- oder Nordpol?	SÜDPOL	NORDPOL
7. Welches Tier wird über 200 Jahre alt? Adler oder Schildkröte?		
8. Wie sieht das Warenzeichen für Pentacon-Erzeugnisse aus? a) oder b)?		
9. Wieviel Wasser verdunstet eine 50jährige Linde an einem heißen Tag? 80 Liter oder 120 Liter?	80 Liter	120 Liter
10. Wie sieht ein Finn-Dingi (ein Boot der sechs olympischen Segelbootklassen) aus? a) oder b)?		
11. Wie groß ist der Durchmesser der Turmkugel des Berliner Fernsehturms? 25 m oder 32 m?	25 m	32 m
12. Was steht an den Waggons des gemeinsamen Wagenparks der RGW-Staaten? WPO oder OPW?	WPO	OPW
13. Falls der Aufzug einmal klemmt – wieviel Stufen müßtest du bis zum Aussichtsgeschoß des Berliner Fernsehturms steigen? a) oder b)?	630	986
14. Wieviel wiegt ungefähr ein Kubikmeter Luft? 1 kg oder 300 g?	1 kg	300 g
15. Wieviel Prozent der Erdoberfläche wird vom Wasser bedeckt? 50 % oder 70 %?	50%	70%
16. Auf welchem Rad fuhr man 1839? a) oder b)?		

Auflösungen auf Seite 301 Zeichnungen: Jürgen Kieser



Der Fluß mit den 1000 Armen

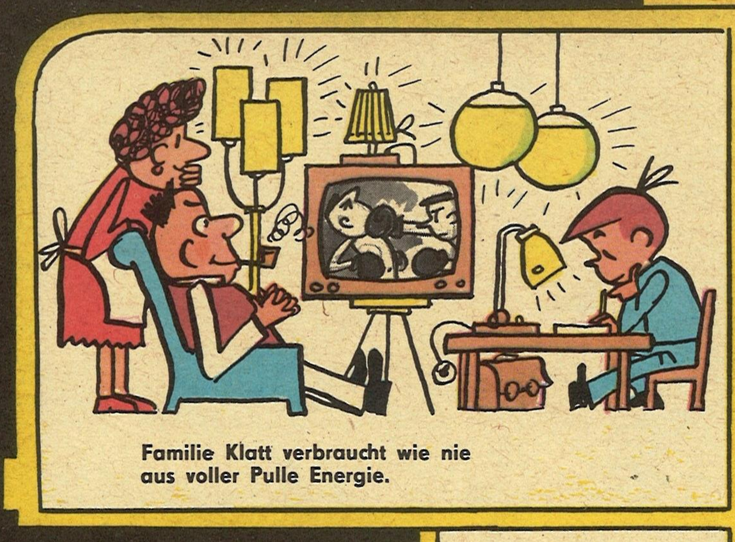
Foto: Erich Schutt

Zwischen Berlin und Dresden, jeweils eine gute Autostunde entfernt, liegt das, was auf den Landkarten recht nichtssagend als „Spreewald" bezeichnet ist.
Der Wald an den Ufern des Flusses Spree also?
Aber was ist hier Fluß, was Ufer?
Dieser Fluß zersplittert sich in unzählige Kanäle, seine tausend Arme umfassen den größten Naturpark unserer Republik. Und dieser Wirrwarr der Natur, diese romantischen Fließe, die Kanäle und Lagunendörfer, die Kähne und Trachten, die alten Bauernhäuser unter riesigen Erlen und Weiden, das alles ist der Spreewald.

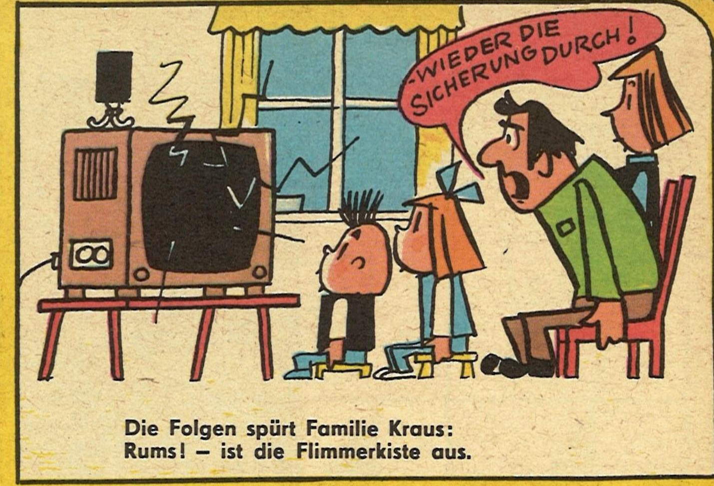
An den langen Winterabenden, wenn die Flußarme zu Eisbahnen geworden sind, erzählen die Großmütter den kleinen Spreewäldern ein Märchen:
„Eines Tages hätte sich's der Teufel in den Kopf gesetzt, die Spree zu pflügen. Er spannte also zwei riesige Ochsen an, aber im schlammigen Flußbett kamen sie nicht vom Fleck. Da packte den Teufel eine höllische Wut, und er schlug auf die Tiere ein. Die Ochsen sprangen umher und verwüsteten Fluß und Land. Und seht ihr, seit jener Zeit ist die Spree krumm geworden und hat sich in viele hundert Wasserarme geteilt."
Das Märchen ist alt, und der Spreewald ist noch viel älter.
Im 12. Jahrhundert, so berichten die Chroniken, wurde die Spree für eine Wassermühle gestaut. Das Wasser stieg in zahllosen Tümpeln und Bruchgewässern. Das war zu jener Zeit, als die Sorben das Land besiedelten. Sie rodeten und regulierten, legten ein Netz von Fließen an, und so wurde in Jahrhunderten aus dem Urwald eine parkartige Landschaft, ein Kleinod, das heute noch von den Sorben bewohnt wird.
Damals, vor 800 Jahren, hatte die zentral gelegene Ortschaft Lübben mehr Einwohner als jene Siedlung, die auch am Spreeufer lag – Berlin. So ungleich beide Dörfchen auch wuchsen – der Fluß hat beide immer verbunden, und er trägt schon viele Jahrzehnte die Gurken und Zwiebeln aus dem Spreewald in die aufstrebende Großstadt.
Aber es gibt auch einen Gegenfluß – eine Art Völkerwanderung, die an schönen Sommertagen nicht nur aus Berlin zu den Kahnanlegestellen fließt, sich auf Dutzende großer Spreekähne verteilt und dann die eigenartige Schönheit und Stille dieser Landschaft genießt. Hunderttausende im Jahr lassen sich so durch die Fließe staken, vorbei an Gemüsefeldern und Dörfern. In den letzten Jahren hat sich die Zahl der Erholungsuchenden noch stark erhöht, denn es kamen jene Tausende Kraftwerker hinzu, die hier arbeiten und leben: im Kraftwerk Lübbenau und im Schwesterkraftwerk Vetschau. Beide Energiegiganten sind auch im wahrsten Sinne des Wortes mit Spreewasser getauft, denn beide schlucken tagaus, tagein Mühlwasser aus der Spree. Die Spree mußte neu gestaut werden, um ihren Durst zu stillen.
Unser Staat hat durch seine Gesetze auch Voraussetzungen geschaffen, unnötige Landvergeudung zu vermeiden, neues Ackerland zu schaffen und die Flußwege neu zu ordnen. Und die gleichen Beschlüsse, die von neuen landwirtschaftlichen Nutzflächen und erhöhten Rinderbeständen sprechen, legen auch fest, daß die landschaftlich reizvollsten Teile des 300 km² großen Gebietes als Erholungszentrum erhalten bleiben und noch verbessert werden.
Der Campingplatz bei Lübben soll in den nächsten zwei Jahren vervierfacht werden. Im vorigen Jahr kamen 820 000 Gäste in den Spreewald – in diesem Jahr rechnet man mit einer Million Besuchern.
Vielleicht zählt auch ein Besuch Deiner Pioniergruppe dazu.

Klaus Laschet

Sorgfältig mit Energie umgehen, insbesondere in den „Spitzenzeiten" der Wintermonate, in denen die Haushalte etwa ⅙ der gesamten Kraftwerkskapazität der DDR beanspruchen. Werden zum Beispiel in jedem der 6,5 Millionen Haushalte der Republik nur 60 Watt eingespart, so ergibt das



Familie Klatt verbraucht wie nie
aus voller Pulle Energie.



Die Folgen spürt Familie Kraus:
Rums! – ist die Flimmerkiste aus.



Verwenden – aber

Arg übertrieben?
Mit Absicht wurden maßlos Ursache und Wirkung überdreht, um alle, die mit Gedankenlosigkeit Fehlsprünge machen, wachzuknipsen.
Wenig Grips gehört dazu, um zu erkennen, daß Energieverschwendung Folgen haben muß. Die lustigen Zeichnungen sollen nur andeuten, was sein könnte, wenn, ja wenn alle statt Energie verwenden, verschwenden würden. Energie nutzlos vergeudet, heißt Verschwendung der Arbeit Tausender Werktätiger in der Energie- und Braunkohleindustrie, oder Verschwendung von Energie aus dem internationalen Verbundnetz der sozialistischen Länder, Energie, die unsere Haushalte, Werke, Schulen über Freundesgrenzen hinweg erreicht.
Wenn wir von Jahr zu Jahr mehr Energie produzieren, dann doch deshalb, um die Tausende Neubauwohnungen, neue Betriebe, Schulen und mehr Maschinen zum Nutzen aller mit Strom zu versorgen.
Was wäre, wenn, zeigt Richard Hambach, um durch Uberdrehen allen zu helfen, richtig zu drehen. Denke dran: Energie verwenden – nicht verschwenden!



Frau Schnurz verplempert Gas in Massen.
Sie meint, man könne damit prassen.

Der Zähler bei Familie Claasen
beginnt zur Spitzenzeit zu rasen.



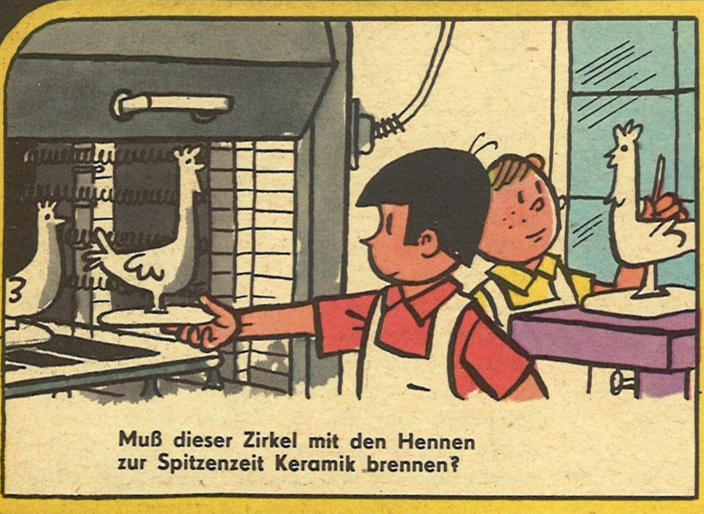
Drum geht den Schmitts, ihr seht die Flappen,
der Sonntagsbraten durch die Lappen.

Auch hier könnt ihr die Folgen sehn:
Im Werksaal bleibt die Drehbank stehn.

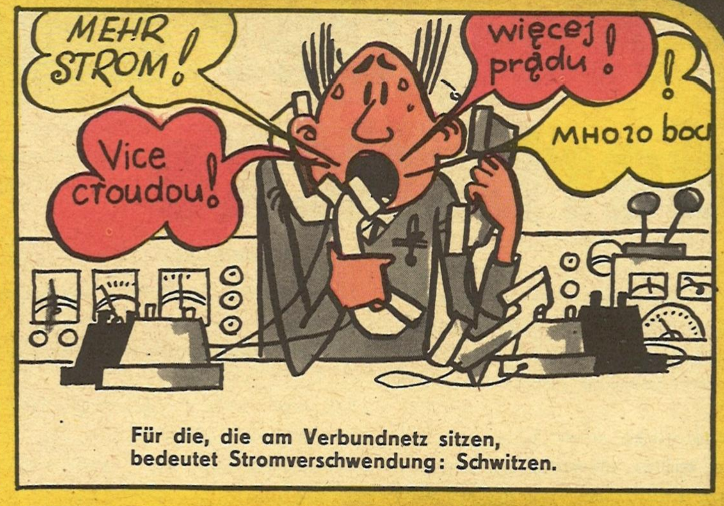
Verse und Zeichnungen: Richard Hambach

360 MW – nahezu die Leistung des Kraftwerkes Vockerode. Mit einer eingesparten Kilowattstunde kann man in der Industrie eine Bruttoproduktion von 3 Mark – in einigen Zweigen sogar bis zu 10 Mark – erzeugen. Der Gewinn für uns alle liegt auf der Hand.

Anne Schulze



Muß dieser Zirkel mit den Hennen zur Spitzenzeit Keramik brennen?





Für die, die am Verbundnetz sitzen, bedeutet Stromverschwendung: Schwitzen.

nicht verschwenden!



Ein ferngeheiztes Haus ist prima. Doch brauchen Müllers Saunaklima?



Das Heizwerk muß, um das zu schaffen, schon Dampf aus Veteranen raffen.



Krolls glauben, daß die Gasbratröhre bei Frost zum Heizgerät gehöre.

Dem Gaswerk macht solch Fehlverhalten mehr Arbeit und mehr Kummerfalten.

Was wäre, wenn es keine Energie gäbe?

. . . dann könnten rund 2,5 Millionen Haushalte in der DDR nicht mit Gas kochen, backen, heizen bzw. hätten kein warmes Wasser. Über 40 % des zur Verfügung stehenden Stadtgases wird von den Haushalten verbraucht.

. . . dann könnten die im Fünfjahrplan vorgesehenen 350 000 Neubauwohnungen nicht komfortabel mit modernen Raumheizungssystemen ausgestattet werden.

. . . dann könntet ihr nicht fernsehen.

Sind alle 4,5 Millionen Fernseher der Republik eingeschaltet, so benötigen sie insgesamt rund 800 Millionen Watt. Das entspricht etwa der Leistung, die das Kraftwerk Thierbach produziert.

. . . dann gäbe es solche „guten Hausgeister" wie Waschmaschinen, Kühlschränke und andere elektrische Geräte nicht.

Da sich immer mehr Familien Haushaltsgeräte anschaffen, stieg der Stromverbrauch von 1960 bis 1970 um fast das Dreifache.

So wurden beispielsweise im Bezirk Dresden in einem Jahr verkauft:

72 000 Rundfunkempfänger
32 000 Fernseher
37 000 Waschmaschinen
30 000 Elektrowärmegeräte

Diese Geräte benötigen eine Elektroenergie von 20 Millionen Watt – den Bedarf einer mittleren Stadt.

Um den ständig steigenden Bedarf an Elektroenergie zu decken, werden im Laufe des Fünfjahrplanes für 5900 bis 6400 Megawatt neue Kraftwerkskapazitäten in Betrieb genommen.

1975 werden 90 Milliarden Kilowattstunden Elektroenergie erzeugt – fast ein Drittel mehr als 1970.

Dafür sind sehr hohe Investitionen aus dem Staatshaushalt notwendig. So werden 14 Milliarden Mark für den Ausbau der Energiewirtschaft verwendet. Damit zu Hause bei euch eine 100-Watt-Glühlampe brennen kann, müssen vorher energetische Grundlagen mit einem Wertumfang von 250 Mark geschaffen werden.

Der Weg der alten Förderbrücke

Geschichten zwischen Schrottplatz und Stahlwerk
von Christine Kant-Bergmann

Wie die alte Förderbrücke nach Schwanebeck geraten war, wußte später niemand zu sagen. Eines Tages stand sie einfach da. Ausrangiert. Zu nichts zu gebrauchen. Und allmählich setzte sie Rost an. Das war ungefähr der Zeitpunkt, als die Kinder aus der Gegend sagten: „Jetzt gehört die alte Brücke uns!"

Für Peters Mannschaft wurden nachmittags die derben Gitter längs des Förderbandes zur Reling ... Ein Expeditionsschiff lief aus und fand neues Land. Oder das kleine Eisentreppchen an der Brückenseite führte Uwes Leute geradewegs in eine Kosmonautenkapsel ... Streit gab es darum, was dringlicher sei: sofort in See zu stechen oder endlich die Gesteinsproben vom Mars zu holen.

Plötzlich kam eine Gruppe junger Arbeiter nach Schwanebeck. Die Männer hatten Schweißbrenner und Vorschlaghammer mit und sagten: „Gut, daß wir den Stahlkoloß endlich aufgespürt haben. Wird höchste Zeit."

Zwei Tage später hatten sie die Gitter und das Treppchen und die vielen anderen Teile, aus denen eine Förderbrücke noch besteht, auseinandergeschraubt und -geschnitten und auf LKWs verladen.

„Was habt ihr bloß von diesem ollen Zeug?" wollten die Kinder wissen. Aber die Männer haben nur gelacht.

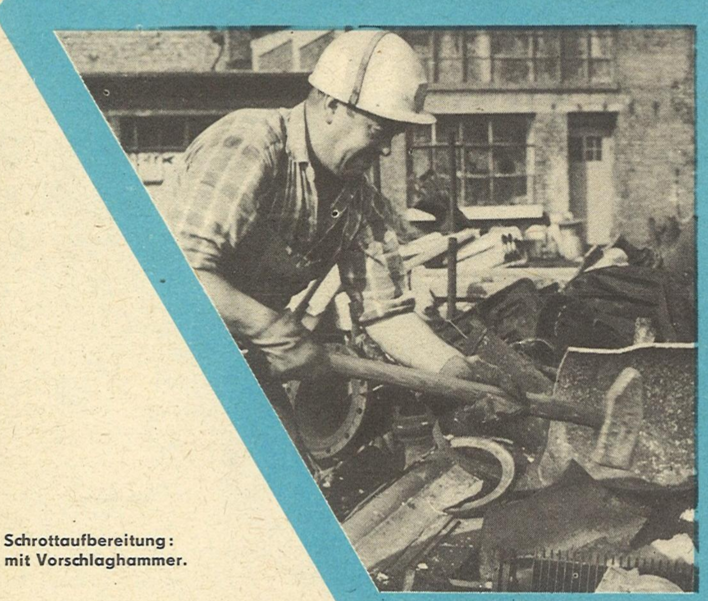
„Das olle Zeug ist wertvoll", haben sie gesagt. Dann fuhren sie los. Sie hatten es eilig.



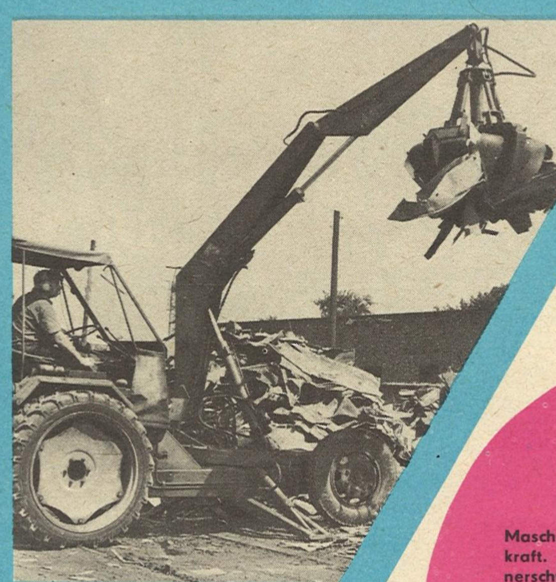
Die ausrangierte Förderbrücke auf der Müllkippe von Schwanebeck.



Achtung, hier liegt Geld „auf der Straße"! Denn Schrott ist Rohstoff für die Stahlgewinnung.



Schrottaufbereitung: mit Vorschlaghammer.

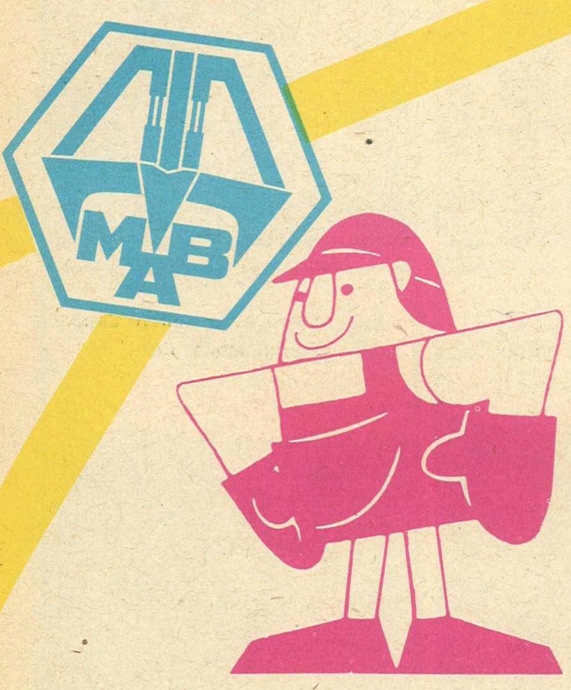


Maschinen verhundertfachen die Muskelkraft. Der „Greifer", der wie hier die zentnerschweren Metallstücke packt, wurde deshalb auch zum Firmensymbol des Kombinats für Metallaufbereitung.

Fotos: Harry Barnowski

Sonntagsbraten für ein Stahlwerk

Wohin sind sie gefahren? Warum so eilig? Und wieso sagten sie: wertvoll? Dafür interessierte sich nicht nur Peters Mannschaft, sondern auch „Frösi". Den wir danach fragten, war ein Metallaufbereiter. Er heißt Harry Barnowski, und wir treffen ihn im Kombinat für Metallaufbereitung. Er sagt, er



habe den Weg der alten Förderbrücke mit Interesse verfolgt. Er führte direkt in ihren Betrieb und von da aus in ein Stahlwerk. Denn der Schrott, erklärt er, ist ein äußerst wichtiger Rohstoff für die Stahlgewinnung. In der ganzen Welt ist das so. Die Schmelzöfen der DDR zum Beispiel fressen Tag für Tag beachtliche 8500 Tonnen, die allein die Metallaufbereitung liefert. Der Schwanebecker Batzen war gewissermaßen schon ein ordentlicher Sonntagsbraten. Deshalb die Eile.

Wir begreifen: Aus dem „ollen Zeug" wird Stahl, und Stahl ist Ausgangspunkt für hunderterlei metallene Produkte. Harry Barnowski nickt.

„Mal nur ein Beispiel", sagt er, „um einen nagelneuen Kühlschrank herzustellen, werden runde 87 Kilogramm Schrott eingesetzt. Aus alt wird neu."

„Na, gut", entgegnen wir, „aber wir bekommen doch auch Eisenerz aus Kriwoj-Rog. Das kommt frisch aus der Erde. Ist das nicht besser?" Denn ich denke mir: Aus alt mach neu – das klingt etwas ärmlich. Und das paßt mir nicht. Aber Harry Barnowski sagt entschieden: „Irrtum! Wer viel Schrott hat, ist reich."

Schrottaufbereiter sind wichtige Leute

Die Sache ist so:

Schrott ist „sauberer" als Erz. Die Fachleute sagen, er „hat den doppelten Gehalt an Eisenanteilen". Und das leuchtet ja auch ein. Denn jedes Stückchen Stahlschrott ist den langen, komplizierten Weg der Stahlgewinnung schon einmal gegangen. Das Erz, das frisch aus der Erde kommt, natürlich nicht. Allein schon deshalb kommt die Erzverarbeitung uns teurer. Oder so gesagt: 1000 Tonnen Stahlschrott ersetzen 1500 Tonnen Importerz und etwa 200 Tonnen Koks. Ich glaube, deutlicher läßt sich der Vorteil und der volkswirtschaftliche Nutzen einer ausrangierten Förderbrücke beispielsweise gar nicht sichtbar machen. Und ich denke mir: Was sind die Schrottaufbereiter doch für wichtige Leute!

Konservendose und Diesellok

Aber woher kommt der Schrott? Und wer „macht" ihn eigentlich?

Harry Barnowski sagt: „Wir alle machen ihn."

Zum Beispiel ich?

Wieso denn nicht? Da habe ich eine Dose Erdbeeren gekauft und ausgelöffelt. Nun ist die Büchse leer. Zu nichts mehr zu gebrauchen. Schrott.

Und beispielsweise du?

Natürlich, du auch. Da rostet dein alter Metallroller, der dir früher viel Freude bereitete, dann vom Alter gebeugt zerbrach, irgendwo im Keller oder auf dem Boden.

Der Roller ist – Schrott.

Oder die Patenbrigade berichtet.

Sie bekommen dieses Jahr noch eine neue Diesellok. Die ist leistungsstark und zieht was weg. Die alte Lok hat ausgedient. Sie wird nun ausrangiert. Dann ist sie Schrott.

Es ist ein ganz natürlicher Kreislauf. Denn viele Dinge, die uns umgeben, gebrauchen wir. Und eines Tages sind sie Schrott... Ich frage mich nun allerdings: Wer sorgt denn nun dafür, daß die Konservendose und der Roller und die Diesellok tatsächlich auf den Schrottplatz und von da aus in ein Stahlwerk kommen? Bleibt's dem Zufall überlassen? Oder wie?

Der kluge Bürgermeister

Da ist die Geschichte des Bürgermeisters von Germendorf, einem Ort in der Nähe von Oranienburg. Weil es ihn lange genug maßlos geärgert hatte, daß auf Feldern und in Wäldern rund um Germendorf verbeulte Kochtöpfe und abgewrackte Landwirtschaftsgeräte die Natur verschandelten, organisierte er in der Gemeinde eine Schrottaktion. Inzwischen hat sich die Gemeindekasse dadurch so gefüllt, daß sich die Germendorfer neuerdings ein Schwimmbad leisten konnten. Keine Frage, daß jetzt auch die Umwelt „sauber" ist. Und daß die Stahlwerker genügend Nachschub für die Schmelzöfen haben, ist aus Germendorfer Sicht tatsächlich kein Zufall. Aber das ist noch nicht überall so Brauch.

Der Abfall fängt im Stahlwerk an

Rund 130 000 Tonnen Stahlschrott gibt die Bevölkerung im Jahr in den Betrieben der Metallaufbereitung ab. Es könnte viel mehr sein. Denn Fachleute schätzen, daß uns jährlich 150 000 Tonnen durch die „Lappen gehen", weil sie irgendwo noch unentdeckt verludern. Den Beweis dafür, wie ein bißchen mehr Aufmerksamkeit lohnt, lieferten kürzlich die FDJler. In sage und schreibe nur zwei Monaten spürten sie in ihrer „Aktion Schrott" mehr als 30 000 Tonnen Futter für die Hochöfen auf. Die alte Förderbrücke von der Schwanebecker Kippe war da übrigens auch dabei!

Die wichtigsten Schrottlieferanten sind jedoch die Betriebe. Stattliche 4,2 Millionen Tonnen bringen sie im Jahr zusammen. Und im Stahlwerk fängt der „Abfall" bereits an. Sei es die Hochofenschlacke oder seien es die unbrauchbaren Neigen, die beim Gießen immer mal übrigbleiben... 25 000 „Zulieferbetriebe" hat das Kombinat für Metallaufbereitung insgesamt. Von Spänen, die beim Drehen von Maschinenteilen übrigbleiben, bis zu ausgedienten Schiffen, kommt da allerhand Unterschiedliches an Form und Größe und Gewicht auf die Metallaufbereiter zu.

Harry Barnowski schweigt eine Weile. Dann geht

„Sammelt Altstoffe für unsere Volkswirtschaft!"

Aus dem Pionierauftrag

er ans Fenster. Auf dem Platz, den man von hier aus übersehen kann, liegen stapelweise Bleche, Rohre, Drähte. „Das haben wir schon aufbereitet", sagt er, und das klingt irgendwie stolz. Aber wir verstehen das nicht gleich. Aufbereitet? Was bedeutet das? Dann erinnern wir uns: Die Schmelzöfen brauchen mundgerechte Happen. Eine Förderbrücke im ganzen zum Beispiel schlucken sie nicht. Aber wie wird das gemacht?

„Gehen wir", sagt Harry Barnowski, „ich zeige Ihnen, wie man meterlange Schienen schneidet oder Eisenträger häckselt. Es ist eigentlich ganz einfach." Dann gehen wir los. Von weither dröhnt Lärm. Da schlägt Metall auf Metall. Und wir denken uns: So einfach kann das alles doch nicht sein. Wenig später erleben wir die erste Überraschung.

Fortsetzung folgt

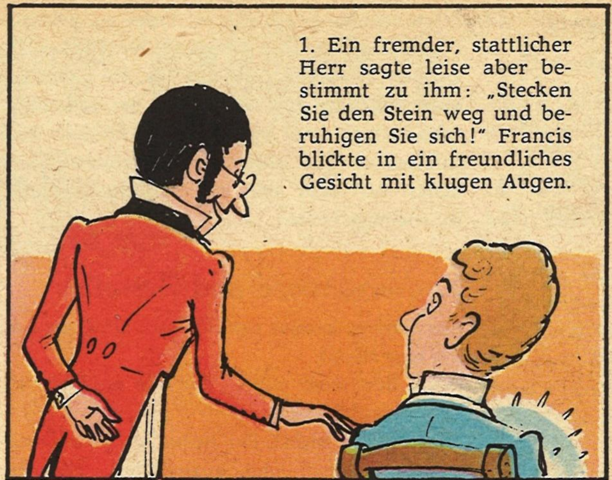
Der verlorene DIAMANT

Nach einer Erzählung von R. L. Stevenson

Der kostbare Diamant des Generals Sir Thomas Vandeleur war gestohlen worden und schließlich auf abenteuerliche Weise in die Hände des jungen Francis gelangt, der dadurch in eine sehr mißliche Lage geraten war. Er flüchtete sich in ein Café und betrachtete gerade den unglückseligen Stein, als sich ihm eine Hand auf die Schulter legte.

Text: Anngreth Lehfeld Zeichnungen: Harry Schlegel

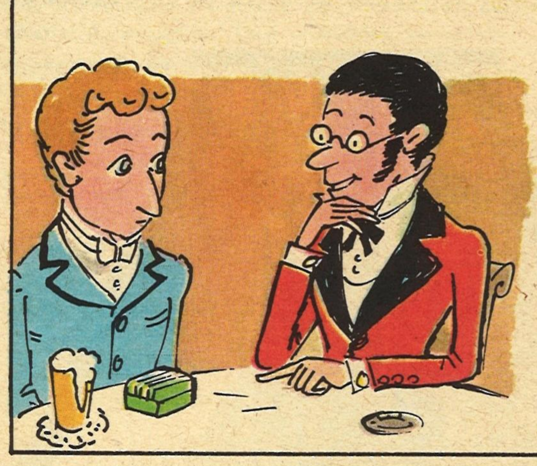
1. Ein fremder, stattlicher Herr sagte leise aber bestimmt zu ihm: „Stecken Sie den Stein weg und beruhigen Sie sich!" Francis blickte in ein freundliches Gesicht mit klugen Augen.



2. Der Fremde setzte sich zu Francis. Und nun erfuhr er, wie der ahnungslose junge Mann von der Pflegetochter John Vandeleurs den Diamanten zugesteckt bekam.



3. Als Francis geendet hatte, ließ ihn der fremde Herr wissen, daß ihm die Brüder Vandeleur und der Raub des Diamanten nicht unbekannt waren. Dann schlug er vor, den gestohlenen Diamanten selbst an sich zu nehmen, um alles weitere zu regeln. Francis war über diese Lösung sehr froh, denn auf diese Weise war er von allen Schwierigkeiten befreit.



4. Dankbar händigte er den Stein aus, der ihn in rechte Bedrängnis gebracht hatte.



5. Der Fremde lobte seinen klugen Entschluß, zahlte, und beide verließen das Café.



6. Draußen wartete der Wagen des Fremden, der Francis zu dessen Haus bringen sollte. Der junge Mann wußte nicht, wie er danken sollte.



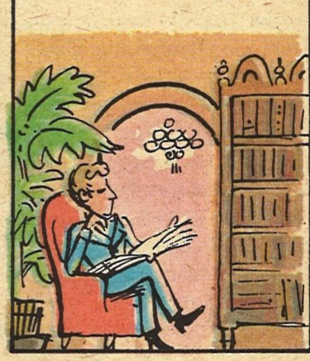
7. Beinahe hätte er vergessen, seine Sachen mitzunehmen.



8. Unterdessen fuhr der Fremde zum Haus von John Vandeleur.



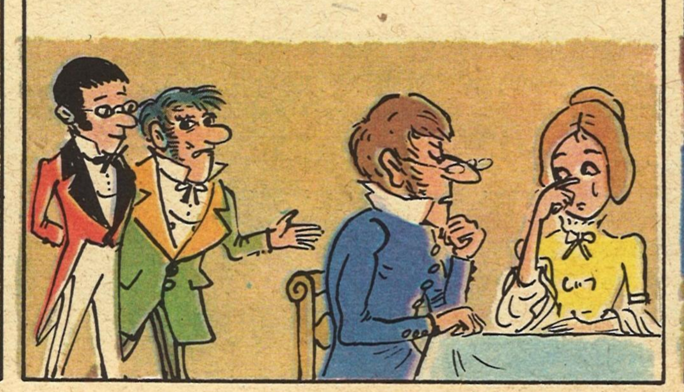
9. Francis, der es sich in der Bibliothek bequem gemacht hatte, ahnte nichts davon.



10. Als der Fremde an die Tür von John klopfte, öffnete dieser mißtrauisch.



11. Der Fremde erkannte im Zimmer die Pflegetochter Vandeleurs und den Hilfsprediger, der den gestohlenen Diamanten wieder eingebüßt hatte.

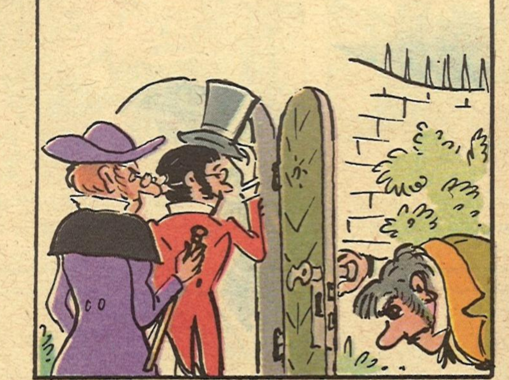


12. Der Ankömmling machte es sich in einem Sessel bequem, während ihn John finster musterte.



Dann erklärte der Fremde mit ruhiger Stimme, daß er sehr wohl wisse, welche Räubereien Vandeleur auf dem Gewissen habe. Er wolle jedoch schweigen und Mister John helfen, sich weit entfernt von hier niederzulassen, wenn er auf seine Bedingungen eingehe: Dem Wunsch der jungen Leute folgend, Francis und die Pflegetochter miteinander zu verheiraten und eine ausreichende Mitgift zu stellen. John Vandeleur blieb keine andere Wahl, er mußte sich fügen.

13. Als der Fremde ging, bat er Simon, ihn zu begleiten. Draußen redete er sehr eindringlich mit ihm.



14. Der Hilfsprediger bereute, daß er gestohlen hatte, und versprach, künftig durch harte Arbeit für seine Tat zu büßen.



15. Allein ging der Fremde durch die Straßen.



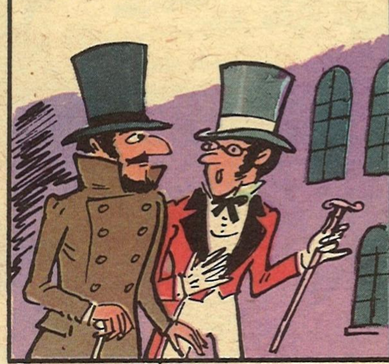
16. Ihn beschäftigte nur ein Gedanke: Was sollte aus dem Diamanten werden?



17. In der Nähe seiner Haustür trat plötzlich ein Mann aus dem Schatten eines Torbogens hervor.

18. „Kriminalpolizei! Ich habe den Auftrag, euch zum Polizeipräfekten zu bringen!"

19. Unterwegs erfuhr der Fremde, daß die Brüder Vandeleur ihn wegen Diebstahls angezeigt hatten.





Auf einer Brücke begann der Fremde zu erzählen: „Es gab einmal einen Offizier, der für einen ausländischen Unterdrücker Dokumente fälschte, Morde vertuschte und ungerechte Urteile fällte. Durch seinen Verrat kamen Tausende Soldaten um. Für seine Lakaiendienste raffte er viele Schätze zusammen, auch einen Diamanten. Durch unglückliche Umstände geriet der Stein in die Hände eines schuldlosen jungen Mannes, der ihn mir in Verwahrung gab."

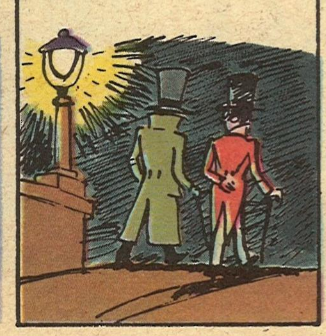
20. „Der Name des Offiziers ist Thomas Vandeleur", sagte der Fremde, „den Stein nennt man den Radscha-Diamanten, hier sehen Sie ihn vor sich." Der Polizist fuhr zurück.



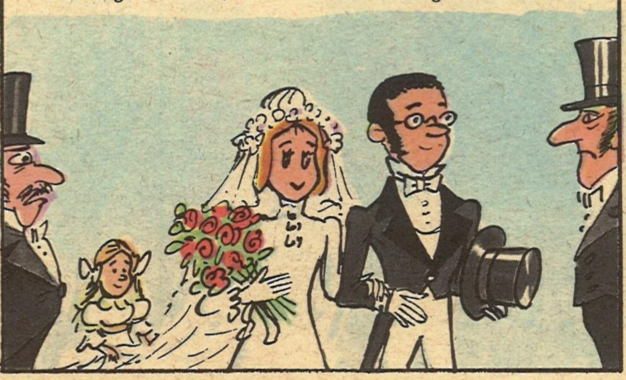
21. „Genug des Blutes und der Schande! Schluß mit der Herrschaft dieses Diamanten!" Der Fremde schleuderte den Stein in den Fluß.



22. Dann folgte er bereitwillig dem Polizisten, um auf der Präfektur auszusagen, ob er den Diamanten besitzt.



23. Bald darauf feierten Francis und die Pflegetochter Hochzeit. Der Fremde übernahm das Amt des Brautführers. – Den beiden Vandeleurs war indessen zu Ohren gekommen, was mit dem Stein geschehen war.



24. Ihre Tauchversuche hatten keinen Erfolg, denn durch ein Mißverständnis waren sie an den falschen Arm des Flusses geraten.



Nach Läuschen und Rimels

FRITZ REUTER

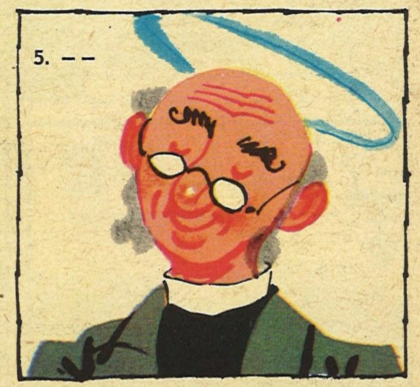
Der Geizhals

















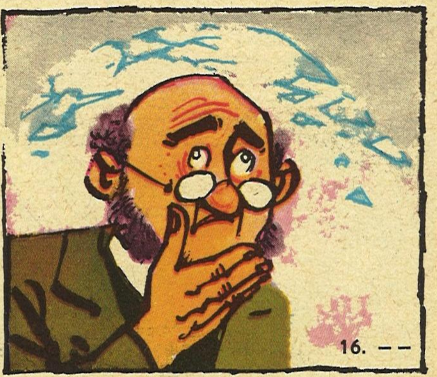




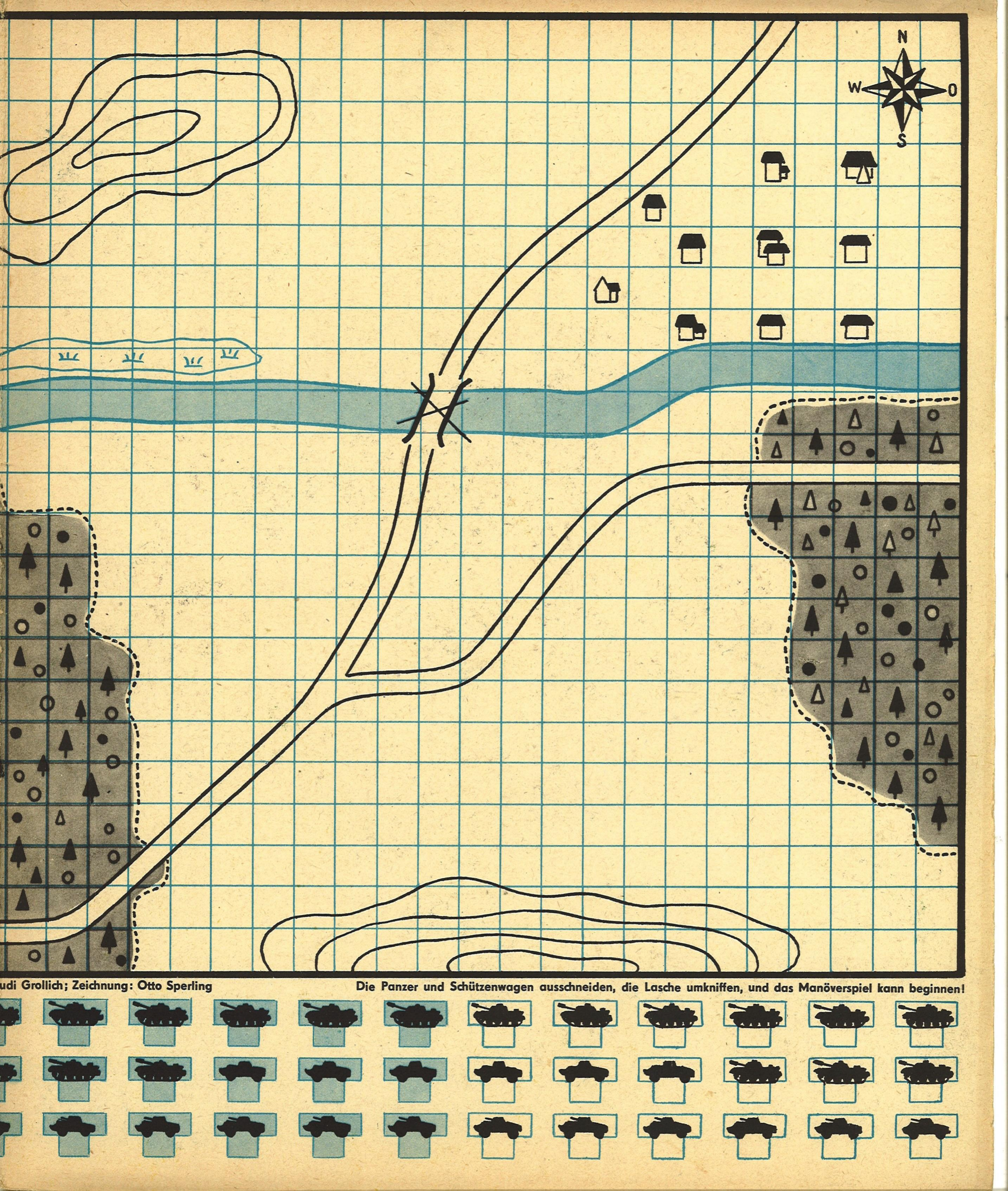






Zeichnungen: Günter Hain

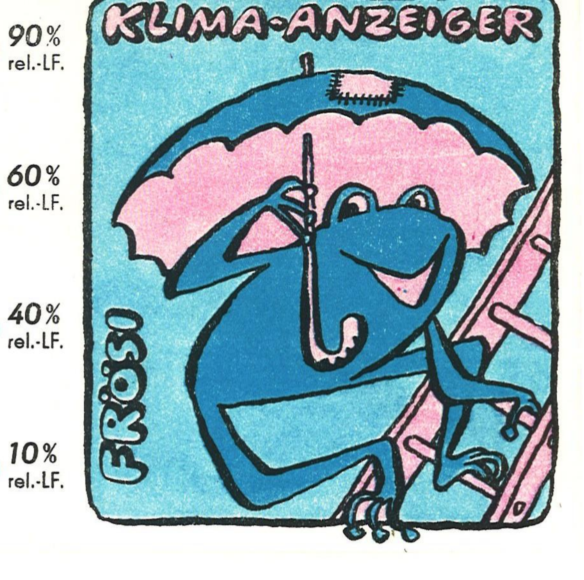

N
W
O
S
udi Grollich; Zeichnung: Otto Sperling
Die Panzer und Schützenwagen ausschneiden, die Lasche umkniffen, und das Manöverspiel kann beginnen!

Das springende Achteck zum 25.

Die große Schnittzeichnung grob ausschneiden und auf Zeichenkarton kleben, dann erst sauber ausschneiden. Die gestrichelten Linien vorritzen und falzen. An den weißen Klebefalzen zum achtflächigen Körper zusammenkleben. Wenn ihr einen feinen Hutgummi zwischen die Innenstreifen spannt (siehe Zeichnung), schließt sich der Körper von allein. Aus der dem Heft beiliegenden Silberfolie (Milchfolie) schneidet und faltet eine Tasche nach den Maßen der Schnittzeichnung! Klebt auf die Vorderseite die beiden ausgeschnittenen Zeichnungen als „25"! Legt in diese Tasche das gefaltete Achteck! Beim Öffnen springt es heraus. Eine Überraschung und ein Geschenk für RGW-Geburtstagskinder, zum Internationalen Frauentag oder für die Patenbrigade!



Text und Zeichnungen: Otto Sperling



KLIMA-ANZEIGER
FRÖSI
90% rel.-LF.
60% rel.-LF.
40% rel.-LF.
10% rel.-LF.